



Die Brosche der Arziser Jüdin Bronja Schliegol brachte Emil Herrmann als Freundschaftsgeschenk für seine Frau im Jahr 1983 von einer Bessarabienreise mit. Tochter Gertrud Effinger hält das Schmuckstück in Ehren und brachte es zum Kulturtag mit ins Heimathaus. Auf dem kostbaren Porzellanteller, geschützt durch ein gesticktes Taschentuch, wurde die Brosche beim Kulturtag herumgereicht. Zum Bericht auf Seite 3.

AUS DEM INHALT:

Grabstein von Ignaz Lindl

Seite 20

Großspende 10.000 EUR zum Gedenken
an eine beeindruckende Frau

Seite 10

Straßenneubau – und Sozialprogramm
des Präsidenten Selenskyj

Seite 25

Daheim in Sarata

Seite 14

Neue Fundgrube für die
Familienforschung

Seite 26

INHALT:

VEREINSLEBEN / VERANSTALTUNGEN

Kulturtag „Deutsche und Juden als Minderheiten in Bessarabien“ am 17. Oktober 2021	3
Grußwort zum Kulturtag	7
Andacht über Mk 12, 28-32.....	7
Einladung zum Beresina Treffen nach Pritzler.....	8

DER BESSARABIENDEUTSCHE VEREIN E.V.

Heinz Fieß – Eine Laudatio	9
Großspende 10.000 EUR zum Gedenken an eine beeindruckende Frau	10

ERINNERUNGEN

Unsere Stadt Tarutino – Teil 1	12
Bericht zum Bild mit Segelboot	13
Daheim in Sarata	14

BILDER DES MONATS MÄRZ 2022

Rückmeldung zu „Bilder des Monats“	17
------------------------------------------	----

GESCHICHTE UND KULTUR

Großer Tontopf zur Vorratshaltung.....	19
Familie Riehl in Krasna	19
Grabstein von Ignaz Lindl.....	20
Fundstück aus der Christian-Fieß-Sammlung.....	21

DOBRUDSCHADEUTSCHE

Der März.....	21
Einladung zum Seminar: Flucht und Integration im Vergleich	22
Jakob Klundt (1839–1921) – Teil 1	22

ÜBER DEN TELLERRAND

Nachsatz zu „Putin und sein Hunger nach Macht und Ruhm“	24
---------------------------------------------------------------	----

KIRCHLICHES LEBEN

Dringender Appell des Bischofs der DELKU	24
Der Monatsspruch März 2022	28

BESSARABIEN HEUTE

Straßenneubau – und Sozialprogramm des Präsidenten Selenskyj.....	25
Kinderferienlager der Lutherischen Gemeinde Odessa – Peterstal.....	25

BÜCHER

Neue Fundgrube für die Familienforschung	26
------------------------------------------------	----

FAMILIENANZEIGEN / IMPRESSUM.....

26–28

TERMINE 2022

Wissen Sie von einer interessanten Ausstellung, Aktion in sozialen Netzwerken oder ähnlichem? Lassen Sie es uns gerne wissen und andere Leser teilhaben!

27.03.2022	„Multikulti-Fest“ zur Sonderausstellung „Multiethnisches Leben in Bessarabien und der Dobrudscha“ im Heimathaus in Stuttgart
22. bis 24.04.2022	Dobrudscha Seminar in Halle(Saale) „Flucht und Integration im Vergleich. Die Dobrudschadeutschen in der DDR und der BRD von 1949 bis heute.“
24.04.2022	Beresinatreffen in Pritzler
bis 28.04.2022	Ausstellung „Arabica und Muckefuck – Kaffeegeschichten zwischen Ostsee und Schwarzem Meer“, Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg, Stuttgart
19.06.2022	Bundestreffen 2022, „200 Jahre Sarata – Bessarabien im Wandel“
03.09.2022	200-Jahr-Feier in Sarata, Bessarabien



Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:

Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr
Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:

Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,
an Wochenenden für Gruppen nach telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Einsendungen unserer Leser, Artikel ebenso wie Leserbriefe. Leserbriefe geben die Meinung der Leser wieder, nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes erscheint am 7. April 2022

Redaktionsschluss für die April-Ausgabe ist am 15. März 2022

Redaktion: Anne Seemann
Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e. V.

Kulturtag „Deutsche und Juden als Minderheiten in Bessarabien“ am 17. Oktober 2021

BRIGITTE BORNEMANN

Ungewohnte Klänge begrüßten die Gäste im Heimathaus der Bessarabiendeutschen zum Kulturtag „Deutsche und Juden in Bessarabien“. Zwei moldawische Musiker, Alexander Dekhtiar an der Klarinette und Arkady Ginzburgskiy am Akkordeon, verbreiteten mit Klezmermusik eine fröhliche Stimmung. „So ungefähr muss es geklungen haben, wenn jüdische Musiker in Bessarabien bei deutschen Hochzeiten aufspielten,“ sagte Bundesvorsitzende Brigitte Bornemann in ihrer Begrüßungsansprache.

„Deutsche und Juden hatten in Bessarabien eigentlich ein gutes Verhältnis“ – diese Aussage stand als Motto über dem Festtag. Wir wollten dem Guten nachspüren, ohne das schreckliche Ende auszuklammern, die nahezu vollständige Auslöschung der bessarabischen Juden durch den Holocaust. Mit Rabbi Dr. Lengyel und Pastor Baumann hatten wir die große Ehre, zwei Vertreter des jüdisch-christlichen Dialogs bei uns zu haben, die sich für die Versöhnung von Deutschen und Juden nach dem Holocaust einsetzten. Daran anknüpfend sollte auch dieser Kulturtag zur Versöhnung und Wiederannäherung der früheren Nachbarn bzw. ihrer Nachfahren beitragen.

Das jüdische Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“



Im März 2020 erhielt das Heimatmuseum der Bessarabiendeutschen eine Einladung des Vereins „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland e.V.“ in Köln. Vorgestellt wurde das Konzept eines jüdischen Festjahrs 2021, um das 1700-jährige Jubiläum der gemeinsamen deutsch-jüdischen Geschichte zu begehen. Die Präsenz der Juden in Mitteleuropa reicht zurück bis in die Spätantike, der älteste Beleg ist ein Edikt des römischen Kaisers Konstantin vom 11. Dezember 321, das dem Rat der Stadt Köln erlaubte, jüdische Mitglieder in seine Reihen zu berufen. Unterstützt von der Bundesregierung, dem Bundestag und zahlreichen weiteren Institutionen, sollte das jüdische Festjahr gegen Antisemitismus und Judenhass appellieren. Es entstand ein Festkalender mit mehr als 2000 großen und kleinen kulturellen Events in Deutschland.

Nach eingehender Diskussion in der Historischen Kommission (s.u.) beschloss der Bessarabiendeutsche Verein, den Kulturtag 2021 dem jüdischen Festjahr zu widmen. Bei der Gestaltung des Programms merkten wir bald, wie wenig wir von den Juden wussten. So hatten wir den Termin des Kulturtags zunächst auf Samstag den 16. Oktober festgelegt. Erst die freundliche Absage von Rabbi Lengyel belehrte uns, dass wir am Schabbat nicht mit jüdischen Gästen rechnen durften. So schwenkten wir um auf Sonntag den 17. Oktober, was die anderen Mitwirkenden freundlicherweise mittrugen. Bei der kulturellen Ausgestaltung des Programms konnten wir auf die freundliche Beratung der jüdischen Gemeinde in Stuttgart zurückgreifen.

Andacht von Arnulf Baumann

Pastor i.R. Arnulf Baumann, Ehrenvorsitzender des Bessarabiendeutschen Vereins, ehemaliger Leiter der Historischen Kommission und ehemaliger Vorsitzender des Hilfskomitees, hatte es sich trotz seines hohen Alters nicht nehmen lassen, die beschwerliche Reise nach Stuttgart anzutreten, um selbst die Andacht zu halten. Für ihn, der sich Zeit seines Lebens für die Versöhnung von Juden und Christen eingesetzt hatte, war der heutige Festtag die Erfüllung eines lange gehegten Traums. Er sprach über den Bibelveser aus Mk 12, 28-32 (siehe Seite 7) „du sollst den Herrn deinen Gott lieben, und deinen Nächsten wie dich selbst“ und stellte ihn als die gemeinsame Basis der jüdischen wie der christlichen Religion vor. Die Begegnung im gegenseitigen Respekt und die Betonung der Gemeinsamkeiten, nicht der Unterschiede ist ihm eine Voraussetzung für die Überwindung der Entfremdung zwischen Christen und Juden, die in der Shoa ihren grausamen Tiefpunkt fand.

Grußworte

Nach der Einstimmung und Andacht war es Zeit für die Grußworte. Dr. Heinke Fabritius, Kulturreferentin der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien, legte ihr vorbereitetes Konzept für ein Grußwort beiseite und zeigte sich bewegt von der lebendigen Musik und warmherzigen Atmosphäre im Raum. Diese Haltung empfinde sie als vorbildlich für die Pflege des kulturellen Erbes der Deutschen aus Osteuropa. Rainer Bobon, stellvertretender Leiter des Hauses der Heimat Baden-Württem-

berg, würdigte den fruchtbaren multiethnischen Ansatz in der Erforschung der Kultur der Deutschen im östlichen Europa (siehe Seite 7).

Susanne Jakobowski vom Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde Baden-Württemberg bedankte sich für die Einladung und für die Gelegenheit zu einer neuen Begegnung.

Rabbi Dr. Gabor Lengyel über Gedenkkultur

Dr. Gabor Lengyel ist Seniorrabbiner der Liberalen Jüdischen Gemeinde Hannover, engagiert sich in der Rabbinerausbildung und im jüdisch-christlichen Dialog. Dort traf er vor langen Jahren



auf Pastor Arnulf Baumann, der ihn gegen seine anfängliche Skepsis dafür gewann, zu unserem Kulturtag nach Stuttgart zu kommen. Zunächst erzählte Dr. Lengyel von seinem bewegten Leben als Holocaust-Überlebender. Als Kind jüdischer Eltern im Jahr 1941 in Budapest geboren, überlebte er mit seinem drei Jahre älteren Bruder und einer Tante in einem Versteck. Seine Mutter war bald nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht verschleppt worden. Auch sein Vater wurde verschleppt, überlebte aber und kehrte schwer gezeichnet nach Budapest zurück. Nach dem frühen Tod des Vaters im Jahr 1956 flüchtete der damals 15-Jährige alleine nach Wien, von wo aus er mit Hilfe des dortigen Oberrabbiners nach Israel auswandern konnte. Er machte eine Ausbildung zum Feinmechaniker und diente in der israelischen Armee. Zum Studium ging er in den 60er Jahren nach Deutschland, blieb und nahm nach langem Zögern die deutsche Staatsbürgerschaft an. Erst nach seiner Berufskarriere als Ingenieur und Manager ließ er sich zum Rabbiner ausbilden.

Die Gedenkkultur um den Holocaust trägt in der Wahrnehmung Gabor Lengyels auch bedenkliche Züge¹. Der Holocaust ist heute das am besten dokumentierte Menschheitsverbrechen. Er ist präsent in Gedenkstätten, Museen, Archiven, in Büchern, Fernsehserien und Videoerzeugnissen. Eine Gefahr für die Zu-

¹ Die Vorträge von Gabor Lengyel und Mariana Hausleitner werden im Jahrbuch 2023 nachzulesen sein.

kunft sieht Lengyel nicht im Vergessen, sondern in der Verflachung der Erinnerung. Das Gedenken sei meist politisch inszeniert und werde vom Publikum eher erduldet als mitgetragen. Einen hohen Wert sieht er dagegen im Nachdenken und forschenden Lernen. Das Vergessen, obschon mit dem zeitlichen Abstand unvermeidlich, werde in der Bibel nicht empfohlen. Die jüdische Tradition lege großen Wert auf das Erinnern.

Zum Abschluss erzählte er, wie es sich für einen Juden gehört, einen Witz:

Gott der Herr war entgegen seines Vorsatzes doch wieder erbost gegen die Menschen und beschloss, binnen drei Tagen eine neue Sintflut zu schicken. Seine Vertreter auf Erden hörten dies und traten vor ihr Volk. Der katholische Pfarrer sagte: Wir müssen Buße tun und in Sack und Asche gehen. Der evangelische Pastor sagte: Wir müssen Choräle singen und Gott loben. Der jüdische Rabbi sagte: Leute, wir haben drei Tage, um das Leben unter Wasser zu lernen.

Das Publikum applaudierte. Brigitte Bornemann zog eine Parallele zwischen der jüdischen und der bessarabiendeutschen Haltung gegen Schicksalsschläge.

Wissenschaftlicher Vortrag von Dr. Mariana Hausleitner

Die rumäniendeutsche Historikerin Dr. Mariana Hausleitner hat bereits mehrere Studien über Deutsche und Juden in Osteuropa zur Zeit des Nationalsozialismus vorgelegt. Heute trug sie in kompakter Form die historischen Fakten über das Verhältnis von Deutschen und Juden in Bessarabien 1814-1940 vor. Darunter waren einige zuvor wenig bekannte Aspekte. Eine Gemeinsamkeit von Deutschen und Juden war die Schulbildung, die sie von den anderen Ethnien in Bessarabien unterschied und ihnen Vorteile in der wirtschaftlichen Entwicklung verschaffte. In der frühen rumänischen Zeit verteidigten sich Juden und Deutsche in konzertierter Form gegen den rumänischen Zentralismus und kämpften für ihre verfassungsmäßigen Rechte als Minderheiten. Mit dem erstarkenden rumänischen Antisemitismus gerieten die Juden zusehends in Bedrängnis, viele schlossen sich zionistischen und kommunistischen Bewegungen an. Auch unter den Deutschen wurden in den vom Reich finanzierten Zeitungen antisemitische Töne laut. Den Einmarsch der Sowjetunion im Sommer 1940 begrüßten die Juden zunächst, jedoch wurden bald ihre politischen Führer deportiert. Als dann nach der Umsiedlung der Bessarabiendeutschen die deutsche Wehrmacht im Jahr 1941 einmarschierte, fielen die bessarabischen Juden führungslos fast sämtlich dem Holocaust zum Opfer. Nur wenige,



Ausschnitt aus dem Videointerview mit Kunigunde Jauch

die sich noch in den 30er Jahren nach Palästina gerettet hatten, überlebten.

Mittagessen

Auch das Mittagessen war ein Anlass, jüdische Traditionen kennenzulernen. Die Regeln koscheren Essens erwiesen sich als komplex, aber schon die Anfangsgründe halfen weiter. Aus dem Internet lernten wir, dass wir auf Schweinefleisch verzichten und Milchiges und Fleischiges nicht mischen sollten. Christina Till stellte aus dem reichen Fundus des bessarabischen Kochbuches ein interkulturelles Menü zusammen: Hahnerle mit Kartoffel-Kraut-Salat, Pfeffersöß und Gurkensalat, wobei es den Gurkensalat in zwei Varianten gab, mit und ohne saure Sahne. Es schmeckte allen vorzüglich und ergab einen großen Applaus für Christina Till und ihr Team.

Grußwort Raimund Haser

Nach dem Mittagessen wurde ein neu eingetroffener Gast aus der Politik vorgestellt: MdL Raimund Haser, Vertriebenensprecher der CDU-Fraktion, Vizepräsident des Bundes der Vertriebenen und Vorsitzender des Vereins Haus der Donauschwaben in Sindelfingen. Brigitte Bornemann hob das besondere Verdienst von Raimund Haser für das Museumsprojekt des Bessarabiendeutschen Vereins hervor, das im Coronajahr 2020 zwischen den politischen Instanzen steckengeblieben war und von ihm mit seiner Initiative und Fürsprache wieder flott gemacht wurde.

Raimund Haser sprach zunächst von seinem familiären Hintergrund als Kind donauschwäbischer Eltern, deren Vorfahren 175 Jahre lang nahe Belgrad gelebt hatten, nicht weit vom Umverteilungslager Semlin, wo im Jahr 1940 bessarabiendeutsche Umsiedler von Donauschwaben be-

wirtet wurden, bevor diese bei Kriegsende selber fliehen mussten. Die Erfahrungen seiner Eltern als Flüchtlinge im Nachkriegsdeutschland bewogen Raimund Haser, geboren 1975 im Allgäu, sich in der Vertriebenenarbeit zu engagieren. Die Vertriebenen sieht er als die besten Fürsprecher für die Wahrung des Friedens in der Welt. Vertreibungen sollten, so Raimund Haser, genauso geächtet werden wie der Krieg. Die Erfahrungen der deutschen Siedler im Osten, besonders aus den multiethnischen Ländern des Habsburgerreichs und dem südrussischen Bessarabien, schätzt er auch im Hinblick auf ein geeintes Europa. Dem Museumsprojekt des Bessarabiendeutschen Vereins und der multiethnischen Sonderausstellung sprach er seine Anerkennung aus.

Pilotvorhaben erste Sonderausstellung

Hauptprogrammpunkt des Nachmittags war die Eröffnung der Sonderausstellung. Zur Einführung stellte Brigitte Bornemann das Gesamtkonzept der Museumsneugestaltung vor. Von dem ersten Konzeptworkshop im Herbst 2018 über die Finanzierungszusagen im April 2021 bis zur geplanten Eröffnung der neuen Dauerausstellung im Herbst 2023 wird das umfassend angelegte Modernisierungsvorhaben sich über insgesamt fünf Jahre erstrecken.

Der Raum der Sonderausstellung im Untergeschoss war zunächst noch mit der Dobrudscha-Sammlung besetzt. Nach der Fusion der Landsmannschaft der Dobrudscha-Deutschen mit dem Bessarabiendeutschen Verein war die Sammlung im Jahr 2016 ins Heimathaus nach Stuttgart gekommen (siehe MB 05-2017). Im Sommer 2021 wurden die Objekte der Dobrudscha-Sammlung digitalisiert und werden bald als virtuelle Ausstellung zu sehen

sein. Die Dobrudscha bekommt dann einen Platz in der neuen Dauerausstellung. Die erste Sonderausstellung ist ein Pilotvorhaben zur Erprobung der neuen Gestaltungsansätze. Als Beispiel wurde ein Videointerview mit der Museumsmitarbeiterin Kunigunde Jauch gezeigt, die ein von ihrer Familie gestiftetes Kaffeeservice vorstellt. In Videointerviews wird das tradierte Wissen der Museumsführer aufgezeichnet und steht in der Ausstellung zur Verfügung. Das Verfahren wurde im Sommer 2021 erprobt und wird nach und nach auf die wichtigsten Exponate angewendet.



Dieser QR-Code führt auf das Videointerview mit Kunigunde Jauch. Er ist auch in der Ausstellung zu sehen.

Multiethnisches Leben in Bessarabien und der Dobrudscha

Das Thema der Sonderausstellung „Multiethnisches Leben“ ist ein Ergebnis der Fachdiskussion in der Historischen Kommission des Bessarabiendeutschen Vereins. Die Einladung zum jüdischen Festjahr im Frühjahr 2020 hatte uns inspiriert, uns mit einem Beitrag über das Zusammenleben von Deutschen und Juden in Bessarabien zu beteiligen. In der Diskussion der historischen Kernaussage wurde bald deutlich, dass die multiethnische Gesellschaft Bessarabiens ein bestimmender Faktor war. Denn in diesem Kontext standen Deutsche und Juden als Minderheiten gleichrangig nebeneinander, so dass sich ihre Beziehung auf besondere Weise entwickeln konnte. Die Umsetzung des Themas hatten wir uns anfangs als Ausstellungsstand vorgestellt, als Beitrag zur Museumsneugestaltung; diese jedoch kam zu der Zeit nicht voran. Wir entschlossen uns, zum jüdischen Festjahr einen Kulturtag mit dem Titel „Deutsche und Juden als Minderheiten in Bessarabien“ anzumelden. Wenig später ergab sich dann die Aussicht, eine Sonderausstellung einzurichten; diese erhielt den weiter gefassten Titel „Multiethnisches Leben in Bessarabien und der Dobrudscha“. Die Juden in Bessarabien sind in der Ausstellung mit einer großen Abteilung vertreten.

Eröffnung als Werkstattausstellung

Den Werkstattcharakter der Ausstellung erläuterten Brigitte Bornemann und Olaf Schulze in mehreren Aspekten. Ein äußerer Faktor waren pandemiebedingte Lieferengpässe, die eine vollständige Einrichtung der Sonderausstellung bis zum avisierten Eröffnungstermin verhindert hatten. Aus der Not machten wir eine Tugend und be-

schlossen, die Ausstellung als „work in progress“ zu zeigen. Zur Eröffnung hatten wir das deutsch-jüdische Thema präsentationsfertig, während die anderen Ethnien und auch die audiovisuellen Beiträge nur punktuell vertreten waren. Bis zum Frühjahr 2022 wollten wir das multiethnische Thema vervollständigen und die Ausstellung noch einmal präsentieren. Hieraus entstand das Konzept für das Multikulti-Fest am 27.03.2022 (siehe Kasten).

Kulturtag „Multikulti-Fest“
mit Sonderausstellung „Multiethnisches Leben in Bessarabien und der Dobrudscha“

Am Sonntag, 27. März 2022 –
10:30 bis 17:30 Uhr

70188 Stuttgart, Florianstraße 17
Kostenbeitrag 15,- EUR für
Mittagessen und Kaffeetafel

Anmeldung: Telefon: 0711 440077-0
oder E-Mail: verein@bessarabien.de

Zum Besuch der Ausstellung teilte sich das Publikum in zwei Gruppen. Die eine Hälfte wurde von Olaf Schulze durch die Ausstellung geführt, während die andere Hälfte im Festsaal die Filme ansah, die auch in der Ausstellung abgerufen werden können. Wir hatten zunächst zwei Filme: Ein Fernsehfilm von TV Moldova über den Holocaust in Chisinau war für uns mit deutschen Untertiteln ausgestattet worden.

Von dem Kinofilm „Der zerbrochene Klang. Roma und Juden auf Musikreise in Bessarabien“, der als DVD erhältlich ist, zeigten wir einen Trailer.

Belege deutsch-jüdischer Freundschaft in Bessarabien

Als methodische Herausforderung des jüdischen und noch mehr des multiethnischen Themas stellte Olaf Schulze dar, dass wir in unserem Museum nur wenige Exponate haben, die über die anderen Ethnien in Bessarabien Auskunft geben können. Am Beispiel einer Halva-Dose aus den 1920er Jahren von einem jüdischen Fabrikanten in Chisinau demonstrierte er die Vielzahl an Informationen und Geschichten, die aus einem dinglichen Objekt abgeleitet werden können. Unser Material sind überwiegend historische Fotoaufnahmen sowie Beobachtungen aus der Erinnerungsliteratur, beschränkt auf den Blick der Deutschen auf die anderen Völker. Erst durch die Initiative von Uwe Quellmann (siehe MB 06-2021) erhielten wir Kenntnis von der israelisch-bessarabi-

schen Erinnerungsliteratur, die auch Eindrücke der Juden von den Deutschen enthält.



Halvose – Halva mit Schokolade von der jüdischen Firma Rosenberg in Chisinau

Auch unsere These von dem gut-nachbarlichen Verhältnis zwischen Deutschen und Juden in Bessarabien war anfangs noch recht gewagt. Aus der historischen Analyse hatten wir abgeleitet, dass es neben reinen Geschäftsbeziehungen und Konkurrenz auch deutsch-jüdische Freundschaften gegeben haben muss. Doch hatten wir anfangs nicht mehr als einen mageren Beleg: das Foto einer Geburtstagsfeier im Krankenhaus Arzis im Jahr 1931 mit deutschen, jüdischen und russischen Gästen. Nach der Bekanntgabe des Themas „Deutsche und Juden in Bessarabien“ im Mitteilungsblatt im Sommer 2020 kam dann eine Fülle an Zuschriften, die über ein positives Verhältnis berichteten. Der ersehnte Beleg kam im September 2021 als Sachspende für das Museum: Ein Stickbild, das von der engen Freundschaft zwischen einer deutschen und einer jüdischen jungen Frau in Alt-Posttal zeugt (siehe MB 12-2021 Seite 21f).

Einen weiteren Beleg deutsch-jüdischer Freundschaft hatte Gertrud Effinger mitgebracht: Die Brosche der Arziser Jüdin Bronja Schliegol, die diese ihrem Vater bei seiner Bessarabienreise im Jahr 1983 als Freundschaftsgeschenk für seine Frau mitgab (siehe MB 11-2021 Seite 15). Frau Effinger hält das Schmuckstück in Ehren

und kann sich noch nicht entschließen, es dem Museum zu überlassen. Aber ansehen und fotografieren durften wir es (siehe Titelbild).

Jiddische Poesie von Woldemar Mammel

Zwischen den Sachvorträgen erfreute uns Woldemar Mammel mit Gedichten und Kurzgeschichten in jiddischer Sprache (siehe MB 12-2021 Seite 17 ff). Auch Gertrud Effinger hatte einen jiddischen Abzählreim mitgebracht. Beide sind Bessarabiendeutsche, die das Jiddische noch „von zu Hause“ im Ohr haben. Seine Leidenschaft für die jiddische Sprache hatte Woldemar Mammel von seiner Großmutter aus Tarutino, die gerne jiddische Redewendungen zum Besten gab. In der

Vorbesprechung fragte ich ihn, ob er auch jüdische Witze über die Deutschen gehört hatte, er wusste einige. Am meisten beeindruckte mich die Redewendung „Ah, a klig daatsch“ – „sieh an, ein kluger Deutscher“. Das sagte seine Großmutter immer, wenn die Kinder einmal etwas gut gemacht hatten, mit dem Unterton „blindes Huhn findet auch einmal ein Korn“. Die Juden in Bessarabien, erklärte Woldemar Mammel, fühlten sich den Deutschen intellektuell überlegen.

Lesung von Milana Gilitschenski

Zum Abschluss des ereignisreichen Tages durften wir noch die Stuttgarter Ärztin und Schriftstellerin Milana Gilitschenski begrüßen, die als Kind jüdischer Eltern in Moldawien aufgewachsen ist. Sie las einige Passagen aus ihrem unveröffentlichten Roman „Nach dem Tauwetter“, darin erzählt sie die Geschichte der moldawischen Juden, vor allem aus den jüdischen landwirtschaftlichen Kolonien Nordbessara-

biens. Wir wünschen ihr sehr, dass sie bald einen Verlag für ihr spannendes Buch findet. Ein Ausschnitt ist im Internet zu hören:

<https://2021jlid.de/kalender/bessarabi-en-die-juden-der-landwirtschaftlichen-kolonien-in-der-geschichte-und-literatur/>

Fazit

Großes Lob hörten wir von den Besuchern des Kulturtags über Deutsche und Juden in Bessarabien. Der abwechslungsreiche und anspruchsvolle Tag hatte allen gut gefallen. Besonders die Klezmer-Musik, die in der Mittagspause sogar zu einem Tänzchen animierte, wurde lobend erwähnt. Schade nur, dass bei dem vollen Programm der Gedankenaustausch etwas zu kurz kam. Die Begegnung mit den jüdischen Gästen war eine gute Erfahrung, die bald einmal wiederholt werden sollte. Jemand sprach von einem Bessarabientag in der jüdischen Gemeinde – wenn der kommt, wären wir gerne dabei!



Archivbild Nr. 5039. Beschreibung: „Arzis / Sarata, am Geburtstag von Schwester Mathilde Fruck am 22.06.1931 auf der Terrasse vor dem Eingang ihrer Personalwohnung des Arziser Krankenhauses; von links nach rechts, obere Reihe: Schwester Ida Bayer, Berta Heer, Feldscherin, Mathilde Fruck; untere Reihe: Schwester Lydia Müller, Lisa Abramovna (Jüdin), Natalie Petrowna (Russin), Wirtschafterin des Krankenhauses.“



Duo mit Klarinette und Akkordeon



Ausstellungsführung mit Olaf Schulze



Aufmerksam lauschende Zuhörer

Großer Applaus für Christina Till



Ein Tänzchen in Ehren



Grußwort zum Kulturtag „Deutsche und Juden als Minderheiten in Bessarabien“ des Bessarabiendeutschen Vereins e.V.

am Sonntag, 17. Oktober 2021

RAINER BOBON

Sehr geehrte Damen und Herren,

im Namen des Hauses der Heimat des Landes Baden-Württemberg danke ich dem Bessarabiendeutschen Verein für die Einladung und die Möglichkeit, hier heute ein Grußwort zu sprechen. Lassen Sie mich Ihnen auch herzliche Grüße von unserer Leiterin, Frau Dr. Christine Absmeier, überbringen.

Die Deutschen im östlichen Europa stellten in vielen Fällen eine Minderheit dar und lebten vielerorts in multiethnischen, multikonfessionellen und mehrsprachigen Umgebungen. Das galt besonders für Bessarabien mit seinen zahlreichen Ethnien und Konfessionen. Die Deutschen aus Bessarabien brachten, wie auch andere Umgesiedelte, Flüchtlinge und Vertriebene, das Wissen um diese Vielfalt und ihre Erfahrungen damit nach Deutschland mit. Es ist ein fruchtbarer und seit einiger Zeit auch in der Geschichtswissenschaft verfolgter Zugang, Deutsche im östlichen Europa vergleichend als Minderheiten im

jeweiligen Kontext von Imperium und Nationalstaat zu betrachten. Der Bessarabiendeutsche Verein leistet wertvolle Arbeit, indem er Erinnerungen der Erlebnisgeneration mit professioneller Forschung zusammenbringt und bei Gelegenheiten wie heute die Möglichkeit zum Austausch zwischen früheren Nachbarn bzw. deren Nachkommen schafft.

Mit großem Interesse habe ich die Artikelserie in Ihren Mitteilungsblättern gelesen, in welcher vielfältige Kontakte zwischen Deutschen und Juden in Bessarabien beschrieben werden. Zugleich wird dort auch darauf hingewiesen, dass es unter vielen Bessarabiendeutschen lange kein Thema war, was den früheren Geschäftspartnern, Bekannten und Nachbarn jüdischer Herkunft ab 1941 im Holocaust widerfahren ist. Vor diesem Hintergrund ist es wichtig, Gemeinsamkeiten im Zusammenleben zwischen Juden und Deutschen in Bessarabien zu erforschen, ohne dieses im Rückblick zu verklären und den historischen Kontext aus dem Blick zu verlieren.

Mit der Neugestaltung der Dauerausstellung des Heimatmuseums der Deutschen

aus Bessarabien und der Dobrudscha geht der Bessarabiendeutsche Verein ein ambitioniertes Projekt an. Es freut mich sehr, dass er dafür Fördermittel von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, der Stadt Stuttgart und nicht zuletzt vom Land Baden-Württemberg einwerben konnte. Erstmals wird heute auch eine Wechsausstellung des Heimatmuseums eröffnet, auf die sicher weitere Ausstellungen folgen werden. Ich wünsche Ihnen dafür, ebenso wie für den Kraftakt der Neugestaltung, viel Erfolg!

Auch das Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg arbeitet gerade an einer Wechsausstellung, die den Titel „Arabica und Muckefuck. Kaffeegeschichten zwischen Ostsee und Schwarzem Meer“ trägt. Das Heimatmuseum der Deutschen aus Bessarabien und der Dobrudscha unterstützt uns dabei freundlicherweise mit mehreren Leihgaben, wofür wir Ihnen herzlich danken möchten. Ich bedanke mich nochmals für die Einladung und wünsche uns nun allen einen erkenntnisreichen Tag.

Andacht über Mk 12, 28-32

am 17.10.2021 bei der Kulturtagung in Stuttgart

ARNULF BAUMANN

Ein kleines Erlebnis vor vielen Jahren in Israel kann zeigen, dass die heutige Tagung zu Recht in das Programm „1700 Jahre Jüdisches Leben in Deutschland“ aufgenommen wurde: Ich fuhr mit einem Leihwagen auf der Schnellstraße zwischen Haifa und Tel Aviv, als mir auffiel, dass der Tank schon ziemlich leer war. Da bemerkte ich eine Tankstelle abseits der Straße, die von einer älteren Frau bedient wurde, offenbar einer Neueinwanderin aus der früheren Sowjetunion. Am Nummernschild des Autos konnte sie erkennen, dass ich ein ausländischer Tourist sein musste. In etwas holperigem Iwrit fragte sie, aus welchem Land ich käme. Ich antwortete „MiGermania“ (aus Deutschland) und war gespannt auf die Reaktion. Da rief sie auf Jiddisch: „Dann rede mer doch Taitsch“ und fing an, mich mit einem Schwall jiddischer Wörter zu überschütten, die ich so schnell nicht verstehen konnte. Leider war

es nicht möglich, das Gespräch fortzusetzen, weil der Abgabetermin des Wagens bevorstand. Im Weiterfahren fragte ich mich aber, warum dieser Frau als Erstes nicht die jahrhundertelange Entfremdung zwischen Deutschen und Juden eingefallen war, oder gar die Schrecken des Holocaust/der Schoa, sondern die sprachliche Verwandtschaft zwischen Jiddisch und Deutsch.

In der heutigen Besinnung möchte ich auf eine kurze Erzählung im ältesten der Evangelien in der christlichen Bibel eingehen, dem Markusevangelium. In unseren Bibelausgaben trägt sie die Überschrift „Die Frage nach dem höchsten Gebot“. Das ist zutreffend, lässt aber nicht erkennen, dass es sich bei dieser Frage um das Hauptkennzeichen des Judentums im Altertum handelt, als überall sonst eine Vielzahl von Göttern angebetet wurde. Diese Erzählung kann man auch als Begegnung zwischen dem Repräsentanten des beginnenden Christentums und einem

Repräsentanten des beginnenden rabbinischen Judentums verstehen. – Im Markusevangelium lesen wir im 12. Kapitel:

Es trat zu Jesus ein Schriftgelehrter und fragte ihn: Welches ist das höchste Gebot von allen? Jesus antwortete: Das höchste Gebot ist das: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der Herr allein, und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit aller deiner Kraft.“ Das andere ist dies: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Es ist kein anderes Gebot größer als diese. Und der Schriftgelehrte sprach zu ihm: Ja, Meister, du hast recht geredet! Er ist einer, und ist kein anderer außer ihm; und ihn lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt und mit aller Kraft, und deinen Nächsten wie dich selbst, das ist mehr als alle Brandopfer und Schlachtopfer. Da Jesus sah, dass er verständlich antwortete, sprach er zu ihm: Du bist nicht fern vom Reich Gottes.

Da begegnen sich zwei, die sich im Kern ihres Glaubens verstehen. Jesus zitiert sogar wörtlich das „Höre Israel“, das im Gottesdienst der Synagoge immer mit besonderem Nachdruck gesungen wird und das ein frommer Jude als Letztes in seinem Leben sprechen soll, – dem Glaubensbekenntnis bei uns vergleichbar. Der Schriftgelehrte begrüßt ihn darauf als Kollegen, als Rabbi, und bestätigt ihm ausdrücklich, dass sie übereinstimmen. Und Jesus schließt das Gespräch ab mit den Worten: „Du bist nicht fern vom Reich Gottes!“

Das ist eine Begegnung auf Augenhöhe und mit tiefem Respekt. Da ist kein Höherstellen des einen gegenüber dem anderen, auch keine Vereinnahmung des einen durch den anderen. Da wird die Eigenständigkeit des jeweils anderen anerkannt und zugleich die Übereinstimmung im Wesentlichen bestätigt, einschließlich des Gebots der Nächstenliebe, das ja aus dem ersten, gemeinsamen Teil der Bibel stammt, der von uns Altes Testament genannt wird. – Das hätte als Vorbild dienen können für die Begegnung von Christen und Juden in der Folgezeit.

Hätte, hat aber nicht. Aus anfänglicher Konkurrenz entstand Entfremdung, ja Feindschaft und Hass. Das Gebot der Nächstenliebe wurde nicht mehr auf Juden angewandt, und schließlich kam es zu dem grauenhaften Tiefpunkt der Schoa, an der auch Bessarabiendeutsche beteiligt waren. Aber nach wie vor steht diese Erzählung in der christlichen Bibel und mahnt uns, sie auf uns wirken zu lassen. Und das ist auch geschehen: Aus dem tiefen Erschrecken über das Grauen der Schoa haben Christen angefangen, neu über ihr Verhältnis zu den Juden nachzudenken, und Juden sind ihnen darin entgegengekommen.

Im Jahre 1975 erschien die erste Studie der Evangelischen Kirche in Deutschland zum Verhältnis von Christen und Juden, an der ich selbst mitgewirkt habe, und sie beginnt mit den Worten „Christen und Juden glauben beide an den einen Gott“. Das knüpft unmittelbar an die kleine Erzählung an, die ich vorgelegen habe. Und das markiert eine Kehrtwende im Verhältnis von Christen und Juden. Denn erstmals seit Jahrhunderten geht diese Denkschrift nicht von den Unterschieden zwischen Christen und Juden aus, nicht von einem Gegensatz zwischen ihnen, sondern von ihren gemeinsamen Wurzeln.

Das hat sich noch längst nicht überall herumgesprochen. Aber ein Anfang ist gemacht. Und wir müssen immer mehr lernen, uns das anzueignen. Das ist das stärkste Gegenmittel gegen den wieder-auflebenden Antisemitismus.

Christliche Bibelausleger haben erstaunliche Entdeckungen gemacht bei ihrer Arbeit, und jüdische Bibelausleger haben

Wir laden Sie herzlich zum Beresina Treffen nach Pritzler ein

**Am Sonntag, dem 24.04.2022 wollen wir uns wiedersehen.
Wir trauen uns!**

**Beginn 10.30 Uhr im Gasthof & Hotel „Gasthof Pritzler“,
Hamburger Strasse 5, 19230 Pritzler**

Der Heimatausschuss stellt, nach zweijähriger Pause, in den Mittelpunkt unseres Wiedersehens folgende Programmpunkte:
„Umsiedlung aus Beresina, Ansiedlung in Westpreußen, Flucht und Ankunft in Deutschland – die schweren Jahre 1940 bis 1945“.

Liebe Beresiner, bessarabische Landsleute mit Familienwurzeln und Interesse an der Geschichte unserer Vorfahren, Schwerpunkt Beresina (Ort heute in der Ukraine) und die für die Bewahrung der Erinnerung an das Leben unserer Vorfahren sind.

Wir haben die Nachgestaltung der Zeit mit einem Originalbericht über die Gedanken unserer Eltern und Großeltern, ihrem Umgang mit den Veränderungen in ihrem Leben, Ängste und Hoffnungen, einem Film und einer kleinen Ausstellung vorbereitet.

Sollten in ihren Familien noch Zeitdokumente, Originale und Aufzeichnungen vorhanden sein, wäre das für uns alle sehr von Nutzen. Sehr viel ist bis heute aus dem Leben in Beresina verloren gegangen. Wir rufen auf: Bringen Sie sich mit ihrem Wissen über diese Zeit als Programmpunkt oder auch im Gespräch ein. Es wäre schade, wenn Ihr Wissen über das Leben Ihrer Familie einfach vergessen würde.

Für Mittagessen und Kaffeetrinken, mit selbstgebackenem Kuchen von uns, ist gesorgt.
Übernachtungen sind möglich und im „Gasthof Pritzler“ bestellbar unter der *Telefonnummer 038856-37474, Fax 038856-37475, Email: info@gasthof-pritzler.de.*

Bitte bestätigen sie bis spätestens 10.04.2022 Ihre Teilnahme schriftlich, telefonisch oder per Email bei
*Hildegard Zarffs, Feldstrasse 12, 23996 Bad Kleinen
Telefon: 038423- 55715, Email: zarffs3@web.de*

Hinweis: Unter jetzigen Coronabedingungen ist derzeit nur eine begrenzte Anzahl Teilnehmer möglich.

daran mitgewirkt. Heute ist es selbstverständlich, dass christliche und jüdische Bibelausleger zusammenarbeiten und sich gegenseitig helfen, tiefer in das Verständnis der Bibel einzudringen. Das gilt vor allem für die Auslegung des Alten Testaments. Aber auch im christlichen Neuen Testament finden die Ausleger auf Schritt und Tritt Querverbindungen. Das ist noch längst nicht zum Allgemeingut geworden, die Entfremdung früherer Zeiten wirkt immer noch nach, insbesondere bei denen, die sich der biblischen Botschaft insgesamt entfremdet haben. Da liegt noch viel Arbeit vor uns. Es wird Jahrhunderte dauern, bis auch der Letzte begriffen hat, dass Christen und Juden nicht im Gegensatz zueinander leben müssen, son-

dern im Bewusstsein der Nachbarschaft und der Nächstenliebe leben können.

Es gibt nicht nur für gelehrte Bibelausleger viel zu tun, um die vergessenen und verschütteten Querverbindungen wieder bewusst zu machen. Das ist eine Aufgabe für uns alle. Ich will nur zwei ganz einfache Punkte ansprechen: Das Amen in Kirche und Synagoge und die biblischen Vornamen.

Das Sprichwort „Nichts ist so sicher wie das Amen in der Kirche“ könnte genauso gut oder sogar noch mehr von der Synagoge gesagt werden. Dass wir unsere Gebete mit „Amen“ schließen, ist Teil der gemeinsamen Überlieferung von Christen und Juden. Und bei näherem Zusehen zeigt sich, dass unsere Gebete insgesamt

sehr viel gemeinsam haben. Viele Gebete, die sich im Neuen Testament finden, könnten genauso gut in einem jüdischen Gebetbuch stehen. Das Buch der Psalmen ist uns sowieso gemeinsam, und das hat unsere Gebetsprache geprägt.

Und die Vornamen: In Bessarabien waren die biblischen Vornamen sehr beliebt. Mein erster Lehrer in der Grundschule hieß mit Vornamen Samuel, mein Vater hieß Immanuel. In unserer Verwandtschaft finden wir alle Vorfahren, die Jakob, David, Daniel oder Eva, Hanna und Ruth heißen und die dadurch bezeugen, dass man sich

an biblischen Vorbildern orientieren wollte. Es gibt wirklich viele Querverbindungen, die wir uns neu bewusst machen können und sollen, um ein neues Verständnis für die Nähe und Ähnlichkeit zwischen Christen und Juden zu gewinnen.

Ich möchte schließen mit dem Gebet, das kein Wort enthält, das ein Jude nicht mit-sprechen könnte und das durchaus ein gemeinsames Gebet von Christen und Juden hätte werden können, – wenn nicht die unselige Geschichte der Entfremdung dazwischengekommen wäre –, mit dem Vaterunser:

Vater unser im Himmel.

Geheiligt werde dein Name.

Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.

Unser tägliches Brot gib uns heute.

Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.

Und führe uns nicht in Versuchung.

Sondern erlöse und von dem Bösen.

Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

Amen.

Heinz Fieß – Eine Laudatio

DR. HARTMUT KNOPP

Die „Goldene Generation“ kommt in die Jahre. Im vergangenen und diesem Jahr hatten wir eine Reihe runder Geburtstage zu feiern von Persönlichkeiten, die unseren Bessarabiendeutschen Verein als junge Menschen aufgebaut, geprägt und zu seiner Blüte um die Jahrtausendwende gebracht haben. Sie haben die erste Generation der großen alten Männer abgelöst und den Verein und die Pflege des kulturellen Erbes in eine neue Ära geführt. Es ist die Generation der „Polenkinder“, wie sie ein prominenter Bessarabier getauft hat – also Kinder, die schon nicht mehr in der alten Heimat geboren worden sind. Auch Heinz Fieß gehört eigentlich dazu. Seine Eltern stammen aus Sarata in Bessarabien, er selbst wurde nahe der deutschen Grenze im Umsiedlungslager Böhmisches-Kamnitz, heute: Česká Kamenice (Tschechien) geboren. Er gehört damit zu den Persönlichkeiten des ersten großen Generationenwechsels im Bessarabiendeutschen Verein. Seinen 80. Geburtstag feierte er bereits am 04. April 2021 coronabedingt in kleinem Rahmen.

Heinz Fieß hat ein erfülltes Berufsleben als Leiter einer Realschule und als geschäftsführender Rektor des Bezirkes Göppingen hinter sich. Heute kann er einen aussichtsreichen Blick aus dem Garten seines Hauses über die Stadt genießen, neben der unumgänglichen Gartenarbeit findet er aber noch Zeit, sich für die verschiedensten Aufgaben in unserem Verein zu engagieren.

Seit vielen Jahren war Heinz Fieß Delegierter des Wahlkreises Göppingen und auch im Vorstand unseres Bessarabiendeutschen Vereines tätig. Auch in den beiden bessarabiendeutschen Stiftungen war

er über viele Jahre in den jeweiligen Stiftungsräten tätig. Darüber hinaus engagierte er sich in den Fachausschüssen Kultur und Völkerverständigung, im Fachausschuss Presse, Internet und Kommunikation und vor allem in der Historischen Kommission, in der er immer wieder den Fokus auf das interethnische Zusammenleben, aber auch dessen Spannungsfelder

Diskussionen und Veranstaltungen und, wenn es sich ergab, unterhielt er die Gesellschaft mit seinem Mundharmonikaspiel. Viele seiner Berichte und Beschreibungen konnte man auch in Festschriften oder im Mitteilungsblatt nachlesen, für das er selbst viele Jahre Redakteur gewesen ist. Der Bessarabiendeutsche Verein hat noch einige informelle oder zeitlich begrenzte Arbeitskreise. Auch hier war Heinz Fieß tätig: in der Strategiekommission, in der Vorbereitung von Bundestreffen, im Arbeitskreis Sarata und anderen mehr. So begleitete er das Vereinsleben über mehr als fünf Jahrzehnte. Vor allem aber hat er die Homepage des Bessarabiendeutschen Vereines www.bessarabiendeutschenvereines.de erst mitbegründet und ist seither ihr Administrator; und strafft diejenigen Lügen, die der Ansicht sind, Webdesign, Computerprogramme und Onlinearbeit seien nur im Jugendalter beherrschbar.

Heinz Fieß kam über seinen Onkel Christian Fieß, den früheren Vorsitzenden der Landsmannschaft der Bessarabiendeutschen zu seinem Engagement. Dieser

leitete eine Jugendgruppe in der Region Stuttgart. Dort lernte er auch seine spätere Frau Erika Schaible-Fieß, selbst Autorin eines beliebten Kinderbuches, kennen. Christian Fieß war auch Gründer und langjähriger Vorsitzender des Heimatmuseums, hier arbeitete Heinz Fieß viele Jahre, durchaus auch mit körperlichem Einsatz mit – insgesamt schon über 60 Jahre! Bald kann Heinz Fieß bereits seinen 81. Geburtstag mit den Familien seiner beiden Söhne feiern. Sein 80. Lebensjahr darf nicht vorbeigehen ohne Würdigung seines engagierten, ja vorbildlichen Einsatzes. Dafür ist ihm der Bessarabiendeutsche Verein dankbar. Wir wünschen ihm und seiner Frau noch viele gesunde und schaffensfreudige Jahre.



Erika Schaible-Fieß und Heinz Fieß

und Konflikte in Bessarabien, speziell auch zur Zeit des Nationalsozialismus richtete. Er setzte damit einen Prozess in Gang, den inzwischen etliche professionelle Historiker aufgegriffen haben. Ein wichtiges Ergebnis seiner Forschungen ist sein 2016 und inzwischen in 3. Auflage erschienenes Buch: „Die Rückführung der Volksdeutschen am Beispiel der Bessarabiendeutschen“ mit einem Vorwort des früheren Bundespräsidenten Horst Köhler – inzwischen ein Standardwerk zu diesem Thema – das die Facetten von Diktatur und Unmenschlichkeit aufzeigt.

Heinz Fieß hielt nicht nur zahlreiche Vorträge zu den verschiedensten Themen unserer bessarabiendeutschen Kultur und Geschichte, er moderierte auch so manche

Großspende 10.000 EUR zum Gedenken an eine beeindruckende Frau

Alma Ellwanger geb. Unterseher verw. Erdmann, * 15.02.1921 Tarutino, † 30.11.2017 Stuttgart,
⊗ Prof. Dr. Erhard Ellwanger, * 12.12.1919 Stuttgart, † 01.01.2018 Stuttgart

BRIGITTE BORNEMANN

Ein besonderes Weihnachtsgeschenk

Anfang Dezember 2021 erhielten wir eine Mail von Frau Ingrid Ellwanger aus Stuttgart, in der sie uns ein besonderes Weihnachtsgeschenk ankündigte: „Über meine Großspende von 10.000 € ... würden sich auch meine Eltern sehr freuen, wenn sie noch am Leben wären, meine Mutter stammte ja aus Tarutino/Bessarabien, und auch der Vater interessierte sich sehr für Bessarabien, die Heimat seiner Ehefrau, auch eine Nichte von mir, mit der ich ein sehr herzliches Verhältnis habe! Sie möchte auch noch einmal mit mir dorthin reisen, in die Heimat ihrer Großmutter!“ Unsere Freude war natürlich groß. Ich war neugierig, mehr über die Spenderin zu erfahren, und welchen guten Zweck sie sich vorstellte. Hatte sie schon von den Museumspatenschaften gehört?

Frau Ellwanger wohnt nicht weit vom Heimathaus, und so lud ich sie kurzerhand zu einer Tasse Kaffee und einer Führung durch unser Haus ein. Wir würden schon ein Objekt finden, zu dem sie eine Geschichte erzählen könnte. Am 13. Dezember kam Frau Ellwanger zu Besuch, wir hatten ein angeregtes Gespräch, und sie war sehr interessiert an allem was ich ihr zeigte. Zu strahlen begann sie, als wir in die Bibliothek kamen und Renate Kersting ihr die Bücher vorlegte, die ihr Vater Prof. Dr. Erhard Ellwanger verfasst hatte. Eines davon trug den Titel „Eine herzliche Hommage für meine liebe Frau Alma“. Das war es, was sie gesucht hatte. Und ich hatte die Freude, ein spannendes Buch und eine beeindruckende Frau kennenzulernen.

Eine junge Flüchtlingsfrau

Als der junge Arzt Erhard Ellwanger im Jahr 1947 auf Alma Erdmann traf, war es Liebe auf den ersten Blick. Sie trafen sich als Berufskollegen in der Mütterberatungsstelle Ludwigsburg, wo beide zufällig am selben Tag als Vertretung eingeteilt waren, er als Arzt, sie als Sozialarbeiterin.

Alma Erdmann war die erste Flüchtlingsfrau, die in der

Stadtverwaltung Ludwigsburg eine Anstellung bekam, vermittelt durch ihren Schwager Hugo Erdmann, Geschäftsführer des Hilfskomitees der Bessarabiendeutschen. Mit ihrer kleinen Tochter Ute wohnte sie in einem zugewiesenen Zimmer bei zwei mürrischen alten Damen. Ihr geliebter Mann war im Krieg vermisst, ihre Familie lebte nach der Flucht in Norddeutschland.

Als alleinstehende Mutter hatte Alma Erdmann zwischen Kindergarten, Wohnung und Arbeitsstelle einen mehr als ausgefüllten Tag. Erhard Ellwanger bewunderte sie, wie sie das alles schaffte und dabei stets guten Mutes und von angenehmem Wesen war. Bei ihrem Ehrennamen „gute Fee“, den eine dankbare junge Mutter ihr gab, nannte er sie ein Leben lang. Alma war ebenfalls von ihrem Verehrer angetan, hatte aber nur wenig Zeit für ihn. Einmal gelang es ihm, sie in die Oper auszuführen und sie dabei seiner Mutter vorzustellen. Seine Mutter war bekümmert, dass er sich mit einem Flüchtlingsmädchen einlassen wollte. Als sie aber Alma kennenlernte, wurde sie bald anderen Sinnes. So eine wohl erzogene und gebildete, charmante junge Dame hätte sie in einem Flüchtlinge nicht erwartet. Bis zur Hochzeit dauerte es dann noch, denn die jungen Leute wollten die Anstandsfrist abwarten, bis Almas vermisster Mann sieben Jahre nach seinem letzten Lebenszeichen 1945 für tot erklärt werden konnte.

Bessarabiendeutsche Herkunft

Alma erzählte ihrem Erhard viel von ihrer Familie und blieb den Bessarabiendeut-

schen eng verbunden. Doch erst im hohen Alter hatte Erhard Ellwanger die Muße, die Erinnerungen seiner Frau aufzuschreiben. In seinem Buch erzählt er die die Geschichte der Bessarabiendeutschen aus der Sicht seiner Frau, die der damals dort führenden Erneuerungsbewegung nahestand. Interessant für mich war, dass er die Erneuerungsbewegung und ihre Nähe zum Nationalsozialismus, von dem er sich an anderer Stelle explizit distanziert, mit keinem Wort erwähnt. Sein Buch ist ein Zeugnis der herrschenden Meinung seiner Zeit.

Alma wurde am 15. Februar 1921 als eines von neun Kindern des Gotthilf Unterseher in Tarutino geboren. Ihr Vater stammte von einem Gutshof, wurde Lehrer und übernahm später eine Fabrik für landwirtschaftliche Geräte. Er war Gemeinderat und Vorsitzender des Jugendvereins. Alma besuchte das Mädchengymnasium unter der Leitung von Melanie Haase bis zum Abitur. Eine siebenbürgische Lehrerin unterrichtete dort die Reformpädagogik nach Fröbel und schickte die älteren Schülerinnen in die deutschen Dörfer, wo sie mithalfen, Kindergärten einzurichten und Mädchenbünde aufzubauen. Alma Unterseher erhielt hierüber ein Zeugnis, das später als Berufsausbildung anerkannt wurde. In Westpreußen wurde sie mit der Aufgabe betraut, deutsche Kindergärten im Kreis Briesen einzurichten.

Alma Unterseher heiratete 1942 ihren Jugendfreund, den Jurastudenten Alja Erdmann, jüngerer Bruder von Dr. Ing. Hugo Erdmann, der in Bessarabien als Leiter des Gauamts für Presse und Propaganda zur Führungsschicht gehörte. Ihre Tochter Ute wurde 1943 in Bromberg geboren. Der Tod von Alja Erdmann an der Ostfront kurz vor Kriegsende konnte erst 20 Jahre später aufgeklärt werden.

Bei der Flucht aus Westpreußen 1945 schloss sich Alma Erdmann mit ihrer kleinen Tochter der Familie ihres Schwagers an. In Sachsen wurde er einem sowjetischen Kommandanten als Dolmetscher zugeteilt. Im Februar 1946 wagte Hugo Erdmann mit seiner ganzen Familie die Flucht in den Westen. Er war im Besitz eines Passierscheins, der ihm von Lands-



Erhard Ellwanger:
*Eine herzliche Hommage für
meine liebe Frau Alma.*

*Zur Erinnerung an unseren
über 60-jährigen gemeinsamen
Lebensweg in guten wie in
schlechten Tagen.*

231 Seiten.
Stuttgart (Selbstverlag) 2013.

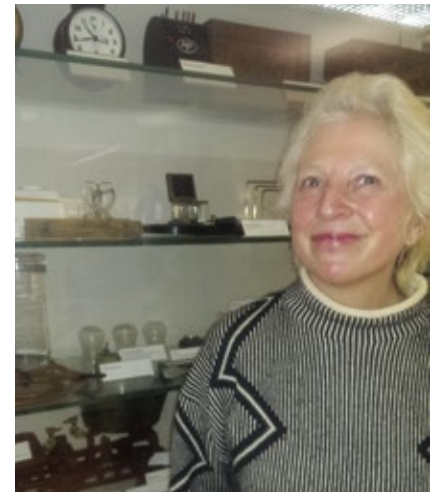
Im Bibliotheksbestand des
Bessarabiendeutschen
Vereins.



Alma Ellwanger als junge Frau



Eine große Liebe. Alma Ellwanger und Prof. Dr. Erhard Ellwanger



Ingrid Ellwanger bei ihrem Besuch im Heimatmuseum

leuten in Stuttgart verschafft und in die sowjetische Zone geschuggelt worden war.

Soziales Engagement an der Seite ihres Ehemannes

Erhard und Alma Ellwanger heirateten im April 1952. In Stuttgart-Gablenberg bauten sie auf einem Grundstück der Ellwangers ein Haus für die ganze Familie. Die Töchter Karen (1954) und Ingrid (1957) kamen bald hinzu.

Alma gab ihre Anstellung mit der Eheschließung auf und engagierte sich ehrenamtlich in dem „Internationalen Bund für Kultur- und Sozialarbeit (IB)“, den ihr Mann im Jahr 1949 mitbegründet hatte. Vordringliche Aufgabe war damals, elternlosen jugendlichen Flüchtlingen aus dem Osten zu Unterkunft, Ausbildung und Arbeit zu verhelfen. Alma war dabei fachkundige Beraterin in allen Behördenangelegenheiten.

Ein denkwürdiges Ereignis war ihr Rot-Kreuz-Einsatz beim Ungarn-Aufstand 1956. Erhard Ellwanger war vom Stuttgarter Oberbürgermeister Klett beauftragt worden, für das Internationale Rote Kreuz einen Hilfszug nach Budapest anzuführen, um die Aufständischen mit Hilfsgütern und medizinischer Betreuung zu versorgen. Seine Frau begleitete ihn und unterstützte ihn tatkräftig. In der chaotischen Situation standen sie bald vor der Aufgabe, verwundete junge Leute nach Österreich in Sicherheit zu bringen. Alma war bald diplomatisch gefragt als „Dame vom Roten Kreuz“, die das Vertrauen beider Seiten gewonnen hatte. Ihre Zivilcourage sprach sich herum und trug dazu bei, das Ehepaar Ellwanger in Württemberg bekannt zu machen.

Kurz darauf übernahm Erhard Ellwanger von seinem Vater den Familienbetrieb, eine Textilfabrik in Stuttgart mit 100 Mit-

arbeitern. Auch hier arbeitete er mit seiner Frau Alma zusammen. Zu der Zeit wandte sich das Hilfskomitee der Bessarabiendeutschen an die Ellwanger KG und bat um Unterstützung bei dem geplanten Ausbau des Alexanderstifts in Großlarch. Es ging darum, in der abgelegenen Gegend Arbeitsplätze zu schaffen. Alma Ellwanger hatte bald die zündende Idee. Sie richtete in Großlarch eine Außenstelle der Stuttgarter Fabrik mit einer Nähstube und Heimarbeitsplätzen ein. Dort wurde von bessarabischen Frauen bis in die 1960er Jahre hinein Kinderkleidung produziert. Die Ellwanger KG wurde im Jahr 1968 aufgelöst.

Erhard Ellwanger hatte seinen Arztberuf im Dienst des IB und des DRK ehrenamtlich weitergeführt, was ihm nur durch die Unterstützung seiner Frau möglich war. In dieser Zeit wurden u.a. der Unfallrettungsdienst und der betriebsärztliche Dienst in den Großbetrieben aufgebaut. Erhard Ellwanger wurde zum Pionier für die Fachrichtung Arbeits- und -Sozialmedizin. Im Jahr 1968 fand er eine neue Anstellung bei der Deutschen Rentenversicherung, wo er den Fachbereich Berufliche Rehabilitation und Prävention aufbaute.

In seinem Berufsleben nahm Erhard Ellwanger noch weitere bedeutende Positionen ein. Er habilitierte und wurde Professor an der Universität Ulm, engagierte sich für die Sozial- Arbeits- und Sportmedizin in zahlreichen Einrichtungen und Verbänden. Im Jahr 1985 wurde er für seine sozialmedizinische Pionierarbeit mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet.

Hinter jedem erfolgreichen Mann steht eine starke Frau. Erhard Ellwanger war sich dessen bewusst, dass seine „gute Fee“ einen wesentlichen Anteil an seiner Karriere hatte. Besonders schätzte er an ihr, dass sie einen sechsten Sinn für die richtige Entscheidung hatte. Er konnte alle

schwierigen Situationen mit ihr besprechen, und sie fand immer eine Lösung. Erhard Ellwanger scheute sich nicht, seine Verehrung für seine Frau Alma offen zu zeigen.

Der IB Internationale Bund für Kultur- und Sozialarbeit widmete Alma Ellwanger bei ihrem Ableben einen Nachruf in Würdigung ihres unermüdlichen, fast sieben Jahrzehnte andauernden sozialen Engagements an der Seite ihres Mannes.

Nachkommen

Ihren 90. Geburtstag erlebte Alma Ellwanger „altersgemäß rüstig und in geistiger Frische“ als Mittelpunkt ihrer großen Familie. Als Geburtstagsgeschenk wünschte sie sich Spenden an den Bessarabiendeutschen Verein und konnte 1.100 EUR überweisen, wofür ihr Bundesgeschäftsführer Kuno Lust herzlich dankte.

Alma Ellwanger starb am 30. November 2017 mit 96 Jahren. Ihr Mann Erhard Ellwanger folgte ihr kurz darauf am 1. Januar 2018 im Alter von 98 Jahren.

Das Ehepaar Ellwanger hinterließ drei Kinder, fünf Enkel und sieben Urenkel. Ute Erdmann studierte Textilwesen, um die Ellwanger KG zu übernehmen. Sie heiratete den Juristen Dr. Manfred Prechtel und bekam zwei Kinder. Karen Ellwanger wurde Professorin an der Universität Oldenburg. Mit ihrem Mann Klaus hat sie drei Kinder. Ingrid Ellwanger wurde Verwaltungsangestellte bei der Deutschen Rentenversicherung. Sie blieb bei ihren Eltern und unterstützte sie im Alter.

Ingrid Ellwanger lebt noch heute in dem Familienhaus in Stuttgart-Gablenberg. Die Großspende für Bessarabien, die Heimat ihrer Mutter, war ihr ein Herzensanliegen. „Meine Mutter wäre stolz auf mich“, sagte sie mir beim Abschied.

Unsere Stadt Tarutino – Teil 1



Wer hätte das gedacht, dass die jüdischen Bürger von Tarutino damals ein so reichhaltiges kulturelles Leben in „ihrer“ Stadt auf die Beine gestellt hatten?

Ohne die Gedenkbücher, welche die Überlebenden verfasst haben, wäre diese Kunde, zumindest zu mir, kaum vorgebracht ...

Uwe Quellmann

SHMUEL BRILLANT

ins Englische übersetzt von Ala Gamulka, dann ins Deutsche von Uwe Quellmann gekürzte Fassung

Geschichte der Jüdischen Gemeinde in Tarutino

Es existieren keine Lebensspuren von Juden in Tarutino und wir sehen keine Notwendigkeit, die Geschichte des Ortes an sich zu erforschen. Wir werden lediglich ein paar Zeilen zu diesem Punkt hinzufügen. Das Städtchen wechselte die Regierung und den Namen zu verschiedenen Zeiten. Ursprünglich war es als Anchio-krak, und dann als Nagergrak und Agik-krak bekannt – benannt nach dem Flüsschen, das durch den Ort hindurch floss und ihn teilte. Tarutino befindet sich ca. 198 km von Odessa entfernt, an der Bahnlinie Akkerman-Bessarabskaya. Ungefähr sechs Kilometer entfernt von der Bahnstation Rezina. Der Name Tarutino kam her von einer anderen Stadt im Kaluga-Distrikt nahe Moskau. Sie hatte für die Russen als Militärbasis während der Napoleonischen Zeit gedient. Die Russen pflegten Namen, die mit militärischen Erfolgen unter Marschall Kutusow verbunden waren, wiederzuverwenden. So wurde Tarutino dieser alte Name gegeben.

Im Jahr 1812 eroberten die Russen die Stadt von den Türken, die sie zuvor regiert hatten.

Deutsche Landwirte kamen, um dieses Gebiet zu bewohnen. Juden war es nicht erlaubt, sich in Tarutino anzusiedeln, da es nahe der Grenze war. Schließlich wurde diese Verfügung aufgehoben und es kamen Juden nach Tarutino aus Polen, Litauen, Podolien und aus anderen Gegenden.

Im 19. Jhd. brachten die Russen deutsche Bauern in ca. 100 Dörfer und Siedlungsgebiete nahe Tarutino. Das war kein Novum, aber dennoch führte es zu einem größeren Anwachsen der jüdischen Bevölkerung in Tarutino als in anderen Siedlungsgebieten in Südbessarabien, Akkerman ausgenommen. Dieses Wachstum wurde vermutlich durch die deutschen Einwohner bedingt, welche das Städtchen in ökonomischer und wirtschaftlicher

Hinsicht entwickelten und so mehr Menschen anzogen.

1870 war es offiziell für Juden erlaubt, sich in Tarutino anzusiedeln und zu Beginn des 20. Jhd. machten Juden ein Drittel der Gesamtbevölkerung aus. Diese war wiederum hauptsächlich deutscher Nationalität. Schließlich wurde Tarutino das zweite Zentrum in Südbessarabien, nach Akkerman. Das trug auch zum Wachstum anderer Dörfer in der näheren Umgebung bei. Es ist offensichtlich, dass die in Tarutino ankommenden Juden vom Stand der Entwicklung der Deutschen beeinflusst wurden und sie lernten auch viel von ihnen. Schon bald entwickelte sich eine Aufteilung der Arbeitsgebiete: die Deutschen arbeiteten auf ihren Höfen und im produzierenden Gewerbe und die Juden trieben Handel.

Es ist erwähnenswert, dass die einzige deutschsprachige Zeitung Bessarabiens in Tarutino erschien.

Im Gegensatz zu dem, was später geschah, zeigten die deutschen Einwohner keine antisemitischen Verhaltensweisen, trotz des generellen Judenhasses der Russen. Das Verhältnis zwischen Deutschen und Juden war ordentlich, sogar freundlich. Beinahe alle Deutschen in Tarutino konnten etwas jiddisch und daher waren die Juden in Unterhaltungen mit ihnen vorsichtig, nicht Worte zu benutzen, die von ihnen verstanden werden könnten. Die Redewendung „Der Unbeschnittene versteht alles“ war weit verbreitet und diente als Warnung.

Wenn sie untereinander sprachen, verwendeten sie typisch jüdische Ausdrücke, wie „im Vertrauen“, „ganz sicher“, usf.

Es gibt eine Geschichte über zwei Deutsche aus Tarutino, die, unterwegs nach Kischinjew, in einem jüdischen Wirtshaus Rast machten und Wein bestellten. Beim Hinausgehen verlangte der Wirt eine bestimmte Summe, aber die Deutschen boten nur den halben Betrag. Als der Jude fragte, was das bedeuten solle, erwiderten sie: Wir haben gehört, wie Du unsere Bestellung Deiner Frau weitergegeben hast und auf Hebräisch zu ihr gesagt hast „halb Wasser“. Deshalb, weil Du uns nur die Hälfte vom Wein serviert hast, zahlen wir auch nur die Hälfte ...

Die Kenntnisse der Deutschen im Hebräischen und im Jiddischen war auch eine Folge des Umstands, dass einige deutsche Kinder zusammen mit den jüdischen den Cheder [jüdische Grundschule] besuchten. Wir erinnern uns an einige von ihnen: Sascha Bross, der Anwalt wurde, Robert Hirschhorn, Bogner und andere. Und außerdem an einen Deutschen, genannt

Wanka, der Waren brachte vom Bahnhof und welcher Notizen für seine jüdischen Kunden aufschrieb, auf Jiddisch ...

Der deutsche Pfarrer, Haase, pflegte zu den Hohen Jüdischen Feiertagen in die Synagoge zu kommen, um dem Gesang des Kantors zuzuhören. Während der Nazizeit, als deutsche Jugendliche Nazi-propaganda in die Kirche hineinbringen wollten, verbat sich das der Pfarrer.

Es dauerte nicht lange für den Geistlichen, bis er entlassen wurde. Er beging Selbstmord.

Die deutschen Schüler im Cheder lernten alles, was auch die jüdischen lernten, sie waren jedoch von zwei Pflichten befreit: vom Anlegen der Tefillin [Gebetsriemen] und vom Rezitieren des Kiddusch [Segensspruch am Sabbat]. In dieser Hinsicht war Tarutino einzigartig in Bessarabien und, womöglich, auch im Rest der Welt.

Der Wandel in den Beziehungen zwischen den Juden und den Deutschen tauchte auf, als Hitler in Deutschland an die Macht kam. Es kamen Aufhetzer aus Siebenbürgen und aus Deutschland und diese zeigten den hiesigen Deutschen, wie mit Juden umzuspringen wäre und wie man die Beziehungen zu ihnen kappte. Zudem kehrten junge Leute aus Tarutino, welche zum Studium nach Deutschland gegangen waren, zurück, voller Antisemitismus. Sie taten, was sie konnten, um jegliche Verbindungen zwischen den Deutschen und den Juden in Tarutino zu unterbrechen.

Die Mehrheit der Juden in Tarutino mietete Wohnungen von deutschen Grundbesitzern. Mir sind viele Fälle bekannt, dass wenn die Juden die Miete nicht rechtzeitig bezahlen konnten, die Deutschen damit warteten, ohne sich an das Gericht zu wenden. All das änderte sich mit Ausbruch des Krieges 1939. Es gab engere Verbindungen mit deutschen Gruppen in Siebenbürgen. Deutsche Konsumvereine und Produktionsbetriebe wurden gegründet, so dass keine Notwendigkeit mehr bestand, mit Juden zu kooperieren. Es wurden auch militärische Ausbildungen an Sonn- und Feiertagen durchgeführt. Eine neue Atmosphäre herrschte vor und die Beziehungen zwischen Deutschen und Juden änderten sich komplett.

Alle Häuser in Tarutino waren aus Stein, was für Dörfer unüblich war. Einige Geschäfte waren aus Holz und standen auf Brücken. Man fand kaum Häuser, die aus Holz gebaut waren. Das war sehr verbreitet in Dörfern in Polen und der Ukraine. Es gab einige Häuser mit mehreren Stockwerken. Tarutino unterschied sich auch von anderen Ortschaften durch die Tatsache, dass es Bierstuben, Bäckereien, Schankräu-

me, einen Tanzverein gab usw. Ich erinnere mich, dass in dem Städtchen ein kleines Restaurant existierte, welches einem bärtigen, großen Juden namens Salman Weinberg gehörte. Das Eis, das er anbot, war berühmt. An Juden verkaufte er es nicht vor sechs Uhr abends, um sicherzustellen, dass, wenn jemand Fleisch zu Mittag gegessen hatte, die vorgeschriebenen sechs Stunden Wartezeit eingehalten seien.

Bildung und Kultur

Die erste höhere Schule in Tarutino wurde von den Deutschen im Jahr 1912 gegründet. Die Unterrichtssprache war Russisch. Die meisten Studenten waren Deutsche und einige waren jüdisch oder anderen Minderheiten zugehörig. 1919, nach dem Wechsel der Regierung, änderten die Rumänen die Unterrichtssprache zu Deutsch. Eine der ersten hebräischen Hochschulen wurde in Tarutino gegründet, in den frühen 1900er Jahren, von dem geliebten Lehrer Gersch Silberman. 1919 gab es auch eine Hebräisch-Grundschule – vier Klassen, wie in Rumänien üblich. Der erste Rektor der Schule war Levi Fanisch, der 1915 aus Israel zurückkam, nachdem er seine Studien an der Herzlia-Highschool in Tel Aviv abgeschlossen hatte. Die Hebräisch-Hochschule wurde von den Rumänen im Jahr 1925 geschlossen. Ein Jahr später wurde sie wiedereröffnet mit einem neuen Rektor, dem Rechtsanwalt Sperling, einem bekannten Juristen. Darüber in einem anderen Artikel. Der Rektor, welcher ihm folgte, war Gedalia Rosenthal, welcher als Zionist nach Sibirien verschleppt wurde.

Das Lernen der hebräischen Sprache für die Kinder war ein vorrangiges Konzept und die Jugendlichen, welche nicht im Cheder waren, vor der Gründung der Hebräisch-Grundschulen, wurden zu speziellen Privatlehrern geschickt. Dem Verfasser dieser Zeilen wurde mit sechs Jahren Hebräisch beigebracht von dem berühmten Zionisten und Lehrer Michael Kowlanov. Möge sein Andenken ein Segen sein! Tarutino wurde oft von einigen der besten Theatertruppen aus Bessarabien, Rumänien und Polen aufgesucht. Ich erinnere mich an jene, die zwischen den beiden Weltkriegen auftraten – Wilna Theater mit Ida Kaminska, Sigmund Turkov, Stein, usw., die Fischeson – Gruppe aus Kischinjew, Asasel aus Bukarest, Sidi Tal und noch verschiedene Ensembles aus der Bukowina. Es gab auch örtliche Schauspieltruppen, welche hauptsächlich Stücke von Schalom Alechem aufführten. In einem der anderen Artikel gibt es dazu eine Schilderung. Auch die Schulen ermunterten zu schauspielerischen Aktivitäten und führten gelegentlich Stücke auf. Diese handelten üblicherweise von biblischen Motiven, wobei die Schüler spielten und die Lehrer Regie führten. Höchst bemerkenswert sind die Feiern anlässlich Chanukka und Purim, organisiert von der Hebräisch-Hochschule. Ein Artikel in „Unser Zeit“ beschreibt sie folgendermaßen:

„Am 23. März wurde ein Kostümball für Purim veranstaltet von der Hebräisch-Hochschule. Am beachtenswertesten waren die Kostüme von Frau Brachot, welche die Bedeutung der örtlichen Hochschule als Bildungsstätte aufzeigten, und die von Frau Sch. Hellman. Die letz-

tere stellte die gesellschaftlichen Einrichtungen in Tarutino dar. Die Veranstaltung war ein finanzieller Erfolg. Mitwirkende waren die Damen M. Hellman, R. Sirota. R. Schulman, Fischer und andere. Und die Herren I. Hellman, B. Scheinman, M. Katz, V. Leitman, Ch. Rosen und E. Schwarzman. Besonders auch Herr N. Sirota war sehr hilfreich.

Am Mittwochnachmittag gab es eine Feier für die Studenten mit ihren Eltern, unterstützt von den öffentlichen Einrichtungen. Der Direktor, Herr G. Rosenthal, eröffnete die Festivitäten mit einer wunderschönen Ansprache, in der er die Wichtigkeit dieser Bildungseinrichtung auch unter einem nationalen Gesichtspunkt aufzeigte. Auf dem Programm standen vom Chor vorgetragene Lieder, Rezitationen, Lebende Bilder und Sportveranstaltungen“.

Es ist unentbehrlich, über die zahlreichen zionistischen Aktivitäten in Tarutino zu sprechen. Leider sind keine Unterlagen mehr vorhanden. Obwohl wir einige Erfahrungsberichte haben, ist es schwierig, diese Aktivitäten kurz und klar darzustellen. Es muss betont werden, dass die jüdische Gemeinde immer einen ausgeprägten Wesenszug hatte – den Zionismus.

Im Tagebuch von Dr. Josef Lerner, sel. A., finden wir Belege für den zionistischen Flair der jüdischen Gemeinde. Schon vor 1899 (dem Geburtsjahr von Dr. Lerner) gab es zionistische Bestrebungen, organisiert von vielen Geschäftsleuten, welche ihre Zeit damit verbrachten, den Zionismus im Ort und unter der Jugend voranzubringen.

Die Fortsetzung erscheint in der nächsten Ausgabe des Mitteilungsblattes.

Bericht zum Bild mit Segelboot

BALDUR HÖLLWARTH

Von meinen Eltern erbte ich einen „Original-Abzug“ des Boot-Bildes, wie es im Mitteilungsblatt vom November 2021 veröffentlicht wurde.

Meine Mutter wusste noch, welche Personen darauf abgebildet waren, deren Namen ich dann auf der Rückseite der Fotografie notierte. Dazu erzählte sie mir die Geschichte, was die Besitzer in Schabo mit dem Boot noch machten.

Wenn im Winter der Liman zugefroren war, stellten sie das Boot auf Kufen und konnten damit auf dem Eis segeln. Bei einem Wendemanöver schlug eine Segelstange meinem Onkel Edmund



Büxel (auf dem Bild ganz links hinten stehend) mit voller Wucht ins Gesicht und verletzte sein Nasenbein schwer. Er blutete sofort stark.

Seine Freunde brachten ihn so schnell wie möglich nach Hause. Da meine Großmutter ein schwaches Herze hatte und sie Aufregungen vermeiden sollte, wurde einer ihrer Neffen vorausgeschickt, um sie sehr schonend auf den Unfall vorzubereiten.

Er kam also zu meiner Großmutter und sagte: „Tante Berta, es ist nichts passiert“, aber da trugen sie schon das blutende Unfallopfer ins Haus. Meine Großmutter sah den Zustand ihres Sohnes und fiel sofort in Ohnmacht.

Mein Onkel hat es aber überlebt. Nur meine Mutter sagte, man hätte immer noch die Stelle gesehen, wo er von der Segelstange getroffen worden war.

Daheim in Sarata

Anlässlich des 200. Gründungsjubiläums ihres Heimatortes Sarata am 22.3.2022 hat die Autorin dem Mitteilungsblatt *Kindheits-erinnerungen* zur Veröffentlichung zugesandt. Niedergeschrieben hatte sie sie schon vor längerer Zeit, nun hat ihre Tochter Hiltrud Elbert-Fano die Worte abgetippt und dabei mit Bedacht die Rechtschreibung nach alten Regeln beibehalten.

Die Redaktion

ELLA FANO, geb. GEIGLE

Behütete Kindheit

Der kalte Winter 1928/29 war gerade vorüber, als ich am 14. März 1929 geboren wurde. Irgendetwas an der kalten Welt hat mir wohl nicht gefallen, denn ich war ein sogenanntes „Schreierle“. Stundenlang soll ich gebrüllt haben. Einmal, meine Mutter hatte mich die halbe Nacht auf ihren Armen getragen, sie war todmüde und verzweifelt, so erzählte sie später häufig, sagte sie zu meinem Vater: „Christian, i kann nemme, die stirbt uns!“ Darauf soll mein Vater total genervt gesagt haben: „Leg se na ond laß se sterba, i muß morga früh auf d´ Stepp ond ackera!“ Nun mit der Vaterliebe und dem Vaterstolz war es wohl am Anfang nicht allzu weit her, doch das hat sich später gründlich geändert.

Nach eineinhalb Jahren bekam ich ein Brüderchen, und am 14. Juli 1932 wurde meine Schwester geboren. Meine Mutter hatte es gewiss nicht leicht mit drei kleinen Kindern. Noch vor der Geburt meiner Schwester hatten mein Bruder und ich den Keuchhusten so stark, daß meine Mutter wochenlang nicht aus ihren Kleidern kam. Dazu die Landwirtschaft – die Tiere und der Haushalt mußten versorgt werden. Einmal, Mama hatte das Backen gerichtet, d.h., am warmen Ofen stand eine große „Mold“ (Backtrog) mit dem gesiebten Mehl und dem Hefestück. Sie war zum Melken gegangen, und wir sollten spielen. Bis sie wiederkam hatten wir mit dem Mehl Straßen und Wege gebaut. Selbst das grüne Sofa war mit weißen Mehlstraßen dekoriert. Diese Geschichte erzählte sie später oft und wie schwierig es gewesen sei, die Spuren zu beseitigen, zumal es damals noch keine Staubsauger gab. Wir wuchsen miteinander heran und wurden eines Tages in den Kindergarten geschickt. Zuvor ließ Papa zwei „Bänkla“ anfertigen, eines hatte die übliche Größe eines Fußschemels, das andere war länger und zum Sitzen für zwei Kinder gedacht. Der Kindergarten war in einem Zimmer eines Privathauses untergebracht. Die Sitzgelegenheiten mußten mitgebracht



Im Kindergarten

werden. Geleitet wurde er von Fräulein Ida Lütze. Sie war eine Cousine meiner Mutter, und wir nannten sie zurecht Tante Ida. Ich weiß nicht mehr, ob ich gerne hingegangen bin, ich weiß nur noch, daß mein Bruder nicht wollte, jedoch von meiner kleinen Schwester und mir in die Mitte genommen und mitgeschleppt wurde.

Im Jahre 1936 wurde ich eingeschult. Zum Schulbeginn desselben Jahres wurde die der Wernerschule angeschlossene Übungsschule eröffnet, und ich besuchte sie vom ersten bis zum letzten Tag ihres Bestehens. Meinem Vater lag die Erziehung und Bildung seiner Kinder zeit seines Lebens sehr am Herzen. Dafür brachte er gerne Opfer, und ich denke, das Schulgeld, das an diese Schule gezahlt werden mußte, bedeutete für ihn zum damaligen Zeitpunkt schon ein Opfer. Er hatte vor, die Landwirtschaft aufzugeben und sich dem Getreide- und Kartoffelhandel zuzuwenden, da seine Gesundheit nicht die beste war.

In die Übungsschule ging ich nicht ungern. Vor allem hatte ich in Alfons Heer einen fabelhaften Lehrer, den ich über alles verehrte. Im nachhinein muß ich feststellen, und ich denke, als Lehrersfrau und Mutter von drei Kindern bin ich in der Lage das zu beurteilen, diese Übungsschule war eine sehr gute Schule. Übungsschule hieß sie deshalb, weil dort die angehenden Lehrer der Wernerschule ihr Praktikum machten, d.h., sie mußten dort Übungsstunden halten, die benotet wurden.

Ich war ein sehr verspieltes Kind. Mit Puppen im Winter und mit „Häusle einrichten“ im Welschkornhaus im Sommer konnte ich Stunden zubringen. Der große Hof und die Nachbarschaft anderer Kin-

der boten eine Vielzahl von Spielmöglichkeiten. In der Rückschau meine ich, es war ein Kinderparadies, jede Jahreszeit hatte ihre Reize und ihre Spiele. Mit am meisten genossen habe ich allerdings die langen Winterabende bei Großmama und den Tanten, die im gleichen Haus wohnten.

Dazu fällt mir folgende Begebenheit ein: Ich weiß nicht, ob ich schon zur Schule ging oder noch etwas jünger war, jedenfalls war Großmama zu Besuch gekommen, mein Onkel Otto Müller. Großpapa Geigle war schon einige Jahre tot, und es ging damals ums Teilen. Meine Mama stellte sich an die Verbindungstüre und wollte wissen, worüber geredet wurde. Ich registrierte das in meinem Kindskopf, ging dann außenherum über die Haustüre zu Großmama. Dort wurde ich nach der üblichen Begrüßung gefragt: „No, ond was macht d´ Mama?“ Ich, in meiner kindlichen Naivität, höre mich heute noch sagen: „Die steht dort hinter der Tür und horcht.“ Darauf betretenes Schweigen – dann sagte Großmama: „Ja, ja, Kinder und Narren sagen die Wahrheit.“ Ich möchte nicht wissen, was meine Mama in dem Augenblick am liebsten mit mir getan hätte. Später haben wir oft darüber gelacht.

Einen Nervenkitzel besonderer Art bereitete mir im Frühjahr das Setzen der Glucken, vor allem aber das Schlüpfen der Küken und der Entlein. Wenn Mama oder Großmama das Nest für eine Glucke bereitete, war ich, wenn ich es bemerkte, an ihrer Seite. In einen alten ausgedienten Korb kam Stroh und etwas Spreu. Der Korb wurde auf die Bühne gebracht und mit etwa 18–20 Hühnereiern oder 16 Enteneiern bestückt. Dann holte Großmama die Glucke, schwenkte sie ein paarmal im



Schüler und Lehrer der Übungsschule

Kreis, damit sie schwindelig wurde und sitzen blieb und setzte sie dann auf die Eier. Dort blieb die Glucke, täglich mit Futter und Wasser versorgt, oft bei großer Hitze 21 Tage sitzen. Wenn dann die ersten Küken schlüpften, hatte ich die Nase wieder vorn, obwohl mir der Anblick der kleinen, nassen, wackeligen Küken fast Übelkeit bereitete. Auch schienen die Glucke immer Durchfall zu haben und beschmutzten die Bühne, zumal sie bei uns nicht, wie in manchen Haushalten üblich, angebunden waren. Die frisch geschlüpften Küken wurden in ein Körbchen getan, zugedeckt und an ein warmes Plätzchen in der Küche gestellt bis alle geschlüpft waren, was sich zwei bis drei Tage hinziehen konnte. Wenn die Küken dann der Obhut der Glucke anvertraut wurden, war es für uns Kinder interessant zu beobachten, wie sie ihre Kinder lockte, lehrte und zum Aufpicken des Futters, am Anfang war es meist Hirse, animierte.

Auch die jungen Entlein wurden von einer Glucke ausgebrütet. Hier dauerte die Brutzeit 28 Tage. Lustig war es, wenn dann das Huhn mit seinen Entenküken stolz im Hof herumspazierte und diese nicht folgten, sondern trotz Lock- und Warnrufen der Glucke zum Wasser strebten. Das Futter für die jungen Entenküken half ich manchmal vorbereiten. Kleie, Quark und hartgekochte zerkleinerte Eier wurden in eine Schüssel getan und mit

kleingehacktem Grünzeug (Brennesseln u.a.m.) vermengt. Den säuerlichen Geruch des Gemisches habe ich heute noch in der Nase, ich mochte ihn nicht, und ich war froh, wenn das Viehzeug so weit war, daß man es aus der Küche entfernen konnte.

Aus dem notwendigen Übel des Maisabziehens (von Hand) machte man gern ein kleines Fest, d.h., die vom Stengel gebrochenen Kolben wurden in einer Scheune oder einem anderen sehr großen Raum, bei uns war es die Sarai (Geräteschuppen), zu großen Haufen aufgeschüttet. Nun kamen am Abend die jungen Leute aus der Nachbarschaft und die Freunde zusammen zum „Welschkornabziehen“. Dabei wurde gesungen, gelacht und getrunken. Bei diesem Maisblatten, auf das ich mich immer so freute, hatte man uns Kinder nicht so gerne länger dabei. Sicher wegen der roten Kolben und dem Küssen, das, je weiter der Abend vorrückte, und je mehr schon getrunken worden war, immer häufiger geschah. Die Spielregel lautete: Wer einen roten Kolben findet, darf einem Partner seiner Wahl einen Kuß geben. Die jungen Burschen sorgten schon dafür, daß rote Kolben gefunden wurden. Wir Kinder merkten dann manchmal, daß es immer derselbe Kolben war, den einer dem anderen heimlich zusteckte.

Da war das Welschkornbrazeln, bei dem ich auch zu gerne zusah, viel harmloser. In

einen Kessel mit sehr heißem Sand wurde eine Handvoll Mais getan und bei starkem Feuer gebräut. Die „Brazela“ (Popkorn) wurden herausgesiebt und der heiße Sand für die nächste Portion verwendet. Auf dem warmen Ofen aufbewahrt, blieb das Popkorn zur Freude von uns Kindern lange Zeit knusprig. Es wurde auch angeboten, wenn Besuch kam und Wein gereicht wurde.

Auch wenn im Herbst eine große Ladung Kürbisse eingefahren wurde, war das für uns Kinder herrlich. Wir spielten stundenlang am Kürbishaufen.

Die Früchte eigneten sich besonders gut zum „Metzger“ spielen. Dabei wurde eine Frucht kunstvoll zerlegt in „Fleisch“ und „Wurst“, wobei die Kerne die Grieben waren. Auf einer selbstgebastelten Waage aus zwei leeren Schuhcreme-Dosen und einem Stöckchen konnte der kleine „Metzger“ seine Ware abwägen und an die mitspielenden Freunde verkaufen.

So nach und nach wurden die Kürbisse an das Vieh verfüttert, und wir wandten uns einem anderen Spiel zu.

Während meiner Grundschulzeit erkrankte ich eines Tages an einer schweren Mittelohrentzündung. Ich weiß noch heute, daß ich wahnsinnige Schmerzen hatte und stundenlang weinte und jammerte. Plötzlich tat es einen Knall, die Schmerzen hörten auf und aus meinem rechten Ohr lief Blut und Eiter. Als alle

Hausmittel nicht halfen, fuhren meine Eltern mit mir zum Hals- Nasen- Ohrenarzt nach Akkerman. Es war meine erste Zugfahrt, und sie beeindruckte mich mächtig. Der Doktor hieß „Smolinski“, war ein guter Arzt, aber an jenem Tag wohl nicht ganz nüchtern. Ich, durch die großen Schmerzen und die vielen vergeblichen Versuche, das Ohr auszuheilen, eingeschüchtert und ängstlich, war wohl keine Musterpatientin. Der Doktor schimpfte, ich sei ein ungezogenes Kind, man müsse mir den Hintern versohlen. Dies wiederum brachte meinen Vater auf. Er verbat sich alle Erziehungsvorschläge und wollte nur seine ärztliche Diagnose. Die lautete: „Sofort operieren“. Damit waren aber zu meiner allergrößten Erleichterung auch meine Eltern nicht einverstanden. Papa zahlte, und wir reisten wieder ab. In mir ist dieser Arztbesuch so haften geblieben, als ob er erst stattgefunden hätte, genau so die folgende kleine Episode:

Mama hatte meine kleine Schwester Wilma und mich zu Großmama Winger, die bei der Wernerschule wohnte, hinausgeschickt, um etwas auszurichten. Wir sollten durch die Gärten gehen. Wer Sarata kennt, weiß, daß das Dorf um zwei Rondelle herum angelegt worden war. Die Gärten dieser Gehöfte, die auf so ein Rondell stießen, wurden nach hinten schmaler. Das Ganze sah aus wie ein aufgeschnittener Kuchen. In der Mitte des Rondells stand eine Pumpe, aus der sich jeder, der keine eigene hatte, mit Wasser versorgen konnte. Etwas davon abgesetzt gab es noch einen alten Brunnen. Ich nehme an, daß dieser der Wasserversorgung diente, solange es die Pumpe nicht gab. Dann brauchte man ihn nicht mehr, und das Brunnengerüst verfiel mehr und mehr. Es hatte sehr stark geregnet, das Wasser stand so hoch, daß in dem großen Rondell nur noch die Pumpe herausragte, alles war ein großer See. Anstatt nun „anständig“, wie Mama es befohlen hatte, quer über das Rondell zu Eckellers Garten zu gehen, liefen wir beide kreuz und quer im Wasser. Auf einmal riß ich meine kleine Schwester zurück, mir fiel jäh der Brunnen ein, von dem man infolge des Hochwassers nichts mehr sah. Ich zitterte am ganzen Körper und war mir sicher, hätten wir nur noch ein paar Schritte weiter getan, wären wir beide in den Brunnen schacht gestürzt. Dieses Erlebnis hat mich viele Jahre beschäftigt, noch heute kann ich nicht ohne Grauen in einen Brunnen sehen. Wie leichtsinnig war es doch von den Zuständigen, diesen Brunnen so ungesichert bestehen zu lassen.

Die Brunnen in Bessarabien stellten in meinen Augen eine große Gefahr dar, obwohl wenig passiert ist. Mama hat uns auch immer angehalten, vom Brunnen wegzubleiben. Trotzdem konnten wir dem

Reiz nicht widerstehen, ab und zu hinunterzuspucken, was natürlich verboten war. Im Sommer wurden die Wassermelonen im Eimer in den Brunnen gelassen und waren dann herrlich frisch, wenn man sie zum Essen heraufholte; Kühlschränke gab es damals keine und den Keller brauchte man für andere Dinge.

Wir holten unser Trinkwasser bei unseren Nachbarn, den Idlers, aus der Pumpe. Unser Brunnen war nur fürs Vieh. Als wir Kinder größer waren, mußten wir in der Dreschzeit oft gehen und einen halben Eimer Wasser holen. Ein voller Eimer war zu schwer für uns, auch wollte man das Wasser zum Trinken gerne frisch haben, dann schmeckte es besonders gut.

Auf dem Wochenmarkt

*Montag isch, da fang i a,
Dienstag tu i was i ka,
Mittwoch isch d'r Wochamarkt,
Donnerstag schaff i au net arg,
Freitag laß i Freitag sei – ond
Samstag bringt d'r Sonntag rei!*

„Mittwoch isch d'r Wochamarkt, dieser Satz aus obigem Sprüchle erinnert mich immer wieder an das Marktgeschehen in meinem Heimatdorf Sarata, wie ich es als Kind erlebt habe, ja, wie es aus meiner Kindheit nicht wegzudenken ist.

Wir haben in Sarata in der Marktstraße gewohnt. Am Mittwoch achtete Mama besonders darauf, daß wir Kinder im Hof spielten und uns von der Straße fernhielten, auf der man schon im Morgengrauen die ersten Fuhrwerke zum Markt fahren hörte.

Des öfteren geschah es, daß im Frühjahr oder im Herbst, wenn es geregnet hatte, und unsere Marktstraße fast unpassierbar war, ein verzweifelter Russe oder Bulgare an unsere Tür klopfte und bat, man möge ihm doch helfen, seinen im „Blott“ (Schlamm) steckengebliebenen Gemüswagen wieder flott zu machen. Falls wir Kinder dann schon wach waren, ließen wir uns das Schauspiel nicht entgehen. Wenn der Fuhrmann auf seine mit aller Kraft ziehenden mageren Pferdchen eindrosch, liefen mir oft die Tränen herunter, ich weiß nicht, ob aus Mitleid mit den geschundenen Tieren oder aus Wut auf den drauflosdreschenden rohen Fuhrmann. Einige – wenn nötig mit Stangen ausgerüstete – starke Männer halfen meistens, den Karren wieder flott zu machen.

Ich kann mich noch an einen Marktbesuch mit Großmama recht gut erinnern. Es muss in den Sommerferien 1939 gewesen sein. Ich war zehn Jahre alt. Wir spielten im Hof, als Mama mich rief und sagte, ich müsse mit Großmama auf den Markt gehen und ihr beim Tragen helfen. Ich mußte mich nochmals kämmen und eine

frische Schürze umbinden. Auch an die Schürze erinnere ich mich noch. Sie war rohweiß mit bunten Bordüren. Meine Tante hatte sie mir auf ihrem Webstuhl gewebt, dafür, daß ich im Winter fleißig für sie gespult hatte. Ich tat stolz diese gute Schürze um und ging mit Großmama, die ein leichtes Umschlagtuch um die Schultern und den großen Bogenkorb am Arm hatte. Wir gingen Richtung Markt und bogen nach rechts ein, wo der Obst- und Gemüsemarkt abgehalten wurde. Während Großmama sich nach den Preisen erkundigte und da und dort feilschte, war ich fasziniert von der Buntheit und Vielfalt des Angebotes.

Manche Händler hatten einfach ein Wagenrad herausgeschraubt und so durch das Herablassen des Troges eine schräge Verkaufsfläche erhalten. Andere hielten ihre Waren in großen Körben oder auf dem Boden auf einer „Rogoschka“ (Liesch-Schilf-Matte) feil.

Zu gerne hätte ich gesehen, wenn Großmama ein bißchen Obst gekauft hätte, z.B. von den herrlichen Aprikosen oder den frühen Pflaumen, die lautstark angeboten wurden. Aber sie hatte nur ihr Gemüse im Sinn! Endlich wurde sie, nach langem wort- und gestenreichen Hin und Her mit einem Händler, der eine Unmenge Pfeffer (Paprika), anbot einig. Wir kauften „fünf Zehntel“ (50 Stück) schöne gelbe Pfeffer und ließen sie uns in den Korb zählen, immer darauf achtend, daß ja kein angefaultes darunter war. Beim gleichen Händler nahmen wir auch unsere „Pomidore“ (Tomaten). Nun war der Korb schon recht schwer. Doch es fehlten nur noch blaue „Baklaschana“ (Auberginen), denn es sollte eine größere Menge Pfeffersoße gemacht werden. Wir gingen bis in die Wernerstraße. Dort fand Großmama, was sie suchte. Auch die Auberginen wurden pro Stück verkauft.

Nach getätigtem Einkauf kehrten wir mit unserem schweren Korb um. Ich half tüchtig beim Tragen. Man musste aufpassen, daß man nicht zu nahe an die Hinterteile der Pferde kam und dabei riskierte, daß eines ausschlug. Meist friedlich schnaubend waren die Pferde an den Trogwagen festgebunden.

Großmama wäre gerne noch auf den Geflügelmarkt gegangen, der hinter den Marktbuden abgehalten wurde. Doch ich streikte! Dort wurden Hühner, Hähnchen, Enten und Gänse zum Verkauf angeboten. Die Tiere waren meist paarweise an den Beinen zusammengebunden. Ich ertrug den Anblick dieser gefesselten, flügelchlagenden, gequälten Tiere nicht, die mit aufgesperrten Schnäbeln hechelten und mit denen z.T. ungemain roh umgegangen wurde. Großmama wußte das und entschied: „Bleib du hier beim Korb stehen und paß auf, ich gehe schnell allei-

ne, und wenn du brav bist, bekommst du auf dem Heimweg eine Schnur Beigela (Kringel).“

Nun, für Beigela tat ich fast alles, und so blieb ich geduldig stehen, ließ das bunte Treiben, das Geschrei und die Vielfalt der Gerüche auf mich wirken, wartete und kam mir dabei sehr wichtig, sehr erwachsen vor. Das änderte sich schlagartig, als ich im Gedränge „Fanasse“ (Afanassi) erblickte! Fanasse war ein großer, starker, lärmender Mensch, nicht richtig im Kopf, der „Dorftrottel“ von Sarata. Im Grunde war er ganz harmlos, doch unberechenbar, wenn man ihn reizte. Er wurde auf den verschiedenen Höfen durchgefüttert und verrichtete gelegentlich einfache, niedere Arbeiten. Von den Kindern und der Dorfjugend wurde er oft gehänselt und geärgert. Er wehrte sich mit lautem Gebrüll und indem er mit Steinen warf. Gerne trieb er sich auf dem Markt herum. Je näher er kam, um so ärger bibberte ich vor Angst. Er hatte natürlich gar keinen Blick für mich, war nur darauf aus, da und dort etwas zu ergattern, was dann blitzschnell in seinen Taschen verschwand. Doch gestohlen hat er nicht. Das hatte er nicht nötig, denn für Fanasse hatte jeder etwas übrig.

Endlich kam Großmama. Wir trugen unseren schweren Korb gemeinsam heim, und ich bekam unterwegs die versprochene Schnur Beigela. Noch lieber hätte ich

„Storchendreck“ (Türkischer Honig) oder die bunten „Zuckerstengela“ gehabt, doch Beigela waren auch herrlich und ließen sich mit den Geschwistern besser teilen.

Als wir heimkamen, war „Frosja“ da. Frosja war eine große, dicke Frau in einer Pelzweste – zu jeder Jahreszeit. Sie kam aus Akkerman nach Sarata und kehrte in regelmäßigen Abständen bei uns ein. Immer hatte sie einen sehr großen, hellen Bogenkorb bei sich, aus dem es phantastisch duftete. Wenn sie den Deckel und das weiße Tuch hob und uns hineinschauen ließ, waren wir Kinder überwältigt vom Anblick und Duft der Köstlichkeiten, die sie verkaufte. Es waren „Piroschenoe“ (kleine Tortenstückchen) in den verschiedensten Formen und mit den köstlichsten Füllungen, Glasuren und Verzierungen versehen.

Frosja kehrte bei uns ein, um zu ihrem mitgebrachten „Saikle“ (Weißbrot) einen halben Liter heiße Milch zu trinken, die ihr Mama verkaufte. Nie roch es in unserer Küche besser, als wenn Frosja bei uns war. Da war einerseits der Geruch der warmen Milch in Verbindung mit dem frischen Weißbrot und andererseits der verführerische Duft aus dem Korb. Wir Kinder schnupperten begierig und bettelten mit den Augen. Manchmal ließ sich Mama erweichen und nahm kein Geld für die Milch, dafür langte dann Frosja in ihren Korb und wir bekamen so eine kleine

Köstlichkeit. Natürlich ein Stückchen für alle drei Kinder zusammen!

Es war mein größter Wunsch, einmal allein so ein wunderbares Stückchen essen zu dürfen, und ich fragte mich, wem Frosja diese teuren Leckereien wohl verkaufte, denn die Deutschen buken ihre Kuchen, und zu besonderen Anlässen auch ihre Torten, selber.

Ein ganz anderes Bild bot unsere Küche am Nachmittag, wenn die russischen Marktbesucher nach Hause fuhren. Einige waren schon am Morgen bei uns „aufgefahren“, hatten ausgespannt, die Pferde an den Trogwagen gebunden, Futter vorgelegt und waren dann auf den Markt gegangen.

Wenn sie am Nachmittag wiederkamen, packten sie ihre „Brotsäckle“ aus, bei gutem Wetter im Hof, bei schlechtem auch mal in der großen Küche, kauften bei Mama einen Oka Wein (1 Oka = 1,23 Liter) und schickten sich an zu vespern. Wie armselig doch dieses Vesper manchmal war. Meist bestand es aus einem relativ dunklen, rauhen „Krupkabrot“ (Vollkorn-Kleie-Brot), einem Stück „Salo“ (Speck), Salzhering oder Schafskäse und einer Zwiebel mit Salz und dem von Mama ausgeschenkten „Saiber“ (herber Wein). Nun roch es in unserer Küche nicht mehr angenehm, doch Mama war froh, auf diese Weise ihren Saiber loszuwerden und ihre Haushaltskasse aufbessern zu können. Wir Kinder verdrückten uns bald zu Großmama.

Rückmeldung zu „Bilder des Monats“

Zu Bild Nr. 2 im Mitteilungsblatt Februar 2022:

Liebe Heimatverbundene,

hat es bislang nicht so recht eine Chance gegeben, sich ein bisschen im Verein einzubringen, so freut es mich jetzt umso mehr, nun etwas zum Gelingen beitragen zu können. Im Monatsheft Nr. 2 des Vereins vom Februar 2022, Seite 11, verbreiten Sie zwei Fotos mit der Bitte um Mithilfe zur Erkennung. Beim flüchtigen Durchblättern der Vereinschrift ist mir zwar das Foto Nr. 2 schon aufgefallen, doch habe ich ihm vorerst keine so große Bedeutung beimessen können, so wie es an sich der Fall sein sollte. Erst der zweite Blick verriet mir, dass der Mann, der da im Vordergrund steht und düsteren Blickes in die Ferne schweift mein Großvater Wilhelm Neubauer ist! Erst beim Durchblättern meiner Familienchronik (eine Kopie der Familienchronik Neubauer liegt bei Ihnen im Archiv vor) habe ich mich vergewissern können, dass es da keine Verwechslung gibt!

Das infrage stehende Foto ist aller Wahrscheinlichkeit nach noch im Hafen von Cernawoda (Donau-Flusshafen), Oktober 1940 gemacht worden und zwar noch, bevor der Flussdampfer Fluss aufwärts in Richtung Österreich ablegte. Die Erkennungsmarke mit Namen und sonstigen Erkennungsdaten um den Hals gehängt, gekleidet nach Art der dobrudschaner Bauern!

Wilhelm Neubauer, als Sohn der Eheleute Johann Ludwig Neubauer, *20.01.1831 in Leipzig/Bessarabien, † 1914 in Sarighiol/Rumänien und Wilhelmine Reichenberg, *25.09.1848 in Beresina/Bessarabien, † 1936 in Neue Weingärten/Konstanza/Rumänien ist geboren am 05.10.1888 in Fachrie/Rumänien und † am 28.10.1963 in Bad Oldesloe/Ahrensburg, Schleswig-Holstein. Er war verheiratet mit Amalie Liebelt, * am 07.10.1888 in Michaelsfeld/Kaukasus/Russland und † am 21.12.1963 in Ahrensburg/Schleswig Holstein. Dieser Ehe entstammten sieben Kinder; die Jungen Gottlieb, Gustav und Eduard, alle in Sarighiol/Rumänien geboren sind in Techirghiol/Rumänien aufgewachsen. Der Älteste und der Jüngste der Söhne haben den 2. Weltkrieg wohlbehalten überlebt. Gustav, der mittlere Sohn ist im Krieg auf der Krim gefallen, nur wenige Tage nach seinem Einsatz dort! Alle übrigen Kinder, ein Junge und drei Mädchen sind noch in Rumänien verstorben.

Ich, Gotthold Neubauer, bin der Sohn von Gottlieb Neubauer, also ältester Enkel von Wilhelm Neubauer



Bilder des Monats März 2022

Foto Nr. 1



Foto Nr. 2



*Liebe Leserinnen und Leser,
**Wer weiß etwas zum
 Inhalt dieser Fotos?
 Aus welchem Jahr
 stammen die Fotos?
 Erkennen Sie jemanden?***

*Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir
 Sie herzlich, uns über die E-Mail-Adresse
homepage@bessarabien.de mit Betreff
 „Bild des Monats“ **oder** per Post an
Bessarabiendeutscher Verein e.V. zu informieren.*

*Vielen Dank für Ihr Interesse
 und Ihre Unterstützung!*

*Ihr Heinz Fieß,
 Administrator www.bessarabien.de*

Aus dem Museum

Großer Tontopf zur Vorratshaltung

EVA HÖLLWARTH

Die Bauersfrauen in Bessarabien und in der Dobrudscha hatten zur Vorratshaltung im Winter verschieden eingesäuertes Gemüse in ihren Kellern. Meist benutzte man dazu kleine Fässchen oder irdene Töpfe.

Auch wir besitzen so einen irdenen Vorratstopf im Museum. Frau A. Dobler aus Backnang brachte uns dieses Gefäß. Der Topf stammt aus den 1920er Jahren und war im Haushalt von Emilie und Johannes Dobler, Teplitz, den Großeltern der Überbringerin, in Gebrauch.

Der Tontopf hat eine Höhe von 40 cm und einen Durchmesser von 37 cm. Er ist innen und im oberen Bereich grün glasiert, hat an der Seite zwei Henkel und darüber als Verzierung zwei Rillen. Das Gefäß wurde doppelt glasiert. Die Vorglasur beim ersten Brand ist schwarz, danach die zweite Glasur grün. Eine handteller-große Auflagestelle befindet sich seitlich am Gefäß.

Der Vorratstopf hat ohne Schaden Umsiedlung und Flucht überstanden. Der reparierte Bruch (deutlich erkennbar), entstand versehentlich nach 2000 im



Foto: Eva Höllwarth

Haushalt von Erich und Charlotte Dobler, den Eltern der Überbringerin. Das Gefäß wurde eine Zeitlang als große Vase benützt, Kalkspuren vom Wasser sind im Inneren erkennbar. Ebenfalls versehentlich bei Malerarbeiten in der Wohnung, tropfte braune Farbe auf das Gefäß – auf schwäbisch „Drialer“. Trotz dieser Beschädigungen ist der Tontopf – der einzige große dieser Art im Museum – ein wichtiges Exponat.

Getrud Knopp-Rüb berichtet in ihrem Kochbuch „Bessarabische Spezialitäten“, dass das Einlegen von Tomaten, kleinen Wassermelonen, Krautköpfen und mit Kraut gefüllten Paprikaschoten immer eine große und aufregende Angelegenheit war. Wenn Kraut gehobelt und eingesäuert wurde, musste man sich danach richten, wann man den großen Hobel bekam, der im Dorf reihum ging.

Auf den Boden des Gefäßes legte man Selleriegrün und -knolle, Meerrettichblätter und -wurzel, Wein- und Kirschblätter, Dill und nicht zu vergessen, Knoblauchzehen. Dann wurde das entsprechende Gemüse in dem Topf geschichtet und obenauf kam dann nochmals eine Schicht mit Kräutern. Mit kaltem Salzwasser (25 g Salz auf einen Liter Wasser) wurde aufgefüllt. Mit einem Tuch wurde das Eingelegte abgedeckt, darüber kam ein Holzbrettchen und zum Schluss wurde das Ganze mit einem sauber gewaschenen Stein beschwert.

Die Tontöpfe wurden von Töpfern in Klöstitz, Borodino und Sarata hergestellt und auf den Märkten in den deutschen Dörfern angeboten. Einen ausführlichen Bericht über die Herstellung der Töpferwaren in Bessarabien, hat Hugo Häfner im Heimatkalender von 1981 vorgestellt.

Familie Riehl in Krasna

MAX RIEHL

Ungeklärt ist der Hergang bei der Gründung von Krasna, warum Martin Riehl, der bei der Einwanderung noch ledig war, schon als Hofstellen-Übernehmer eingetragen wurde. Eine Hofstelle, die bei der Gründung von Krasna als Hof Riehl eingetragen war und es bis zur Umsiedlung geblieben ist. Nach Martin übernahm Michael Riehl den Hof, danach Lorenz Riehl, als letzter übernahm Eduard Riehl den Hof, wie es im Heimatbuch von 1960 unter der Nr. 62 vermerkt ist. Der Hof wird heute als Adventisten Kirche genutzt.

Michael Riehl

Nach dem frühen Tod vom Vater Martin führte Michael mit seiner Mutter den Hof und war zwei Mal verheiratet. Aus erster Ehe kommt ein Junge Thomas. Michael heiratet am 11.11.1855 die Witwe Marianne Groß geb. Müller, die aus erster Ehe vier Kinder mit in die Ehe brachte. Michael und Marianne bekamen vier eigene Kinder.

Thomas wurde zur Belastung für das Zusammenleben der Kinder aus drei Ehen und wurde aus der Familie gedrängt. Er landete nach der Auswanderung in Süd-Dakota. Von Süd-Dakota zog er weiter nach Kanada, wo er 1917 mit seiner Frau in einem Schneesturm bei Nacht von einem Zug überfahren wurde.

Das geerbte Ackerland vom Vater Martin ist bei Michael auf nicht bekannte Weise angewachsen und wurde unter den drei Söhnen „Lorenz, Karl und Josef genannt Seppel“ aufgeteilt. Über die Abfindung von der Helene Volk geb. Riehl und den halb Geschwistern Groß ist nichts bekannt. Zu Daniel und Johannes Groß gab es bis zur Umsiedlung eine freundschaftliche Verbindung. Karl Riehl mit Familie und Helene Volk sind nach USA zu Maximilian und Adolf Riehl nach Nord-Dakota ausgewandert. Das Geerbte Riehle-Land von Karl haben seine Brüder Lorenz und Seppel übernommen so blieb das Riehle-Land und die Hofstelle Riehl bis zur Umsiedlung im Besitz von Nachkommen der Familie.

Lorenz Riehl

Der Nachfolger von Michael war ein kräftiger Mann mit einer Größe über 1,90 m und einem Gewicht weit über 100 kg, verheiratet mit Katharina geb. Kuss aus der Hofstelle Nr.147. Die Hofstelle 147 wurde verkauft an eine Fam. Bruschinsky. Katharina war eine kleine aber sehr wendige Person bis in ihre letzten Tage. Ihr Mann Lorenz wurde gehänselt mit den Worten: „Lorenz, aus dir könnte man zwei Katharinas machen und man hätte noch genügend Fleisch für eine gute und kräftige Suppe.“ Mit seinen Söhnen bearbeitete Lorenz zeitweise über 150 Hektar und hatte ständig acht bis zehn Pferde im Stall. Sein Streben war, er wollte vorsorgen, damit seine Söhne in Krasna eine Zukunft haben. Dem Sohn Alois wurde ein Schulbesuch in Tarutino ermöglicht, nach dem Abschluss hat er es zum Angestellten in der Krasnaer Kanzlei geschafft. Dem Sohn Adolf wurde vor 1914 die Auswanderung nach USA ermöglicht, so dass für die Hof-Aufteilung zwei Anwärter weniger waren. Adolf sollte vor der Auswanderung in

die Russische Arme einberufen werden. Um dieser zu entkommen wurde seine Entscheidung für eine Auswanderung erleichtert. Ab Herbst 1914 bis Herbst 1915 standen die Söhne Michael, Eduard und Josef vor der Frage, zur Armee in den Krieg zu gehen, oder sich frei zu kaufen. Mit drei Pferdegespannen mit Wagen und drei bezahlten Männern aus einem Bulgaren Dorf, die im wehrfähigen Alter waren, hat Lorenz seine Söhne vom Einzug zur Arme frei gekauft. Ende 1915 auf 1916 sollte der Freikauf wiederholt werden. Ob Vater Lorenz nicht konnte oder nicht wollte, ist nicht bekannt. Die drei Söhne mussten zum Kriegsdienst in den Kaukasus an die Türken Front und kamen nach der Russisch Revolution gesund zurück. In den Jahren von 1914 bis 1917 wurde der Hof Lorenz Riehl durch den Freikauf und die Erpressung zu Krieganleihen so ausgelaugt, dass ein erfolgreicher Ackerbau bis zu seinem Tod nicht mehr möglich war. Geblieben ist das Streben, seine Söhne nach der Heirat voran kommen zu lassen.

Eduard Riehl

Die Schwestern (Angela und Valeria) waren verheiratet, so dass die Söhne der Mutter im Haushalt helfen mussten. Eduard kam mit allen Hausarbeiten am besten zurecht und wurde deshalb zunehmen und zur Zufriedenheit seiner Mutter immer mehr zum Koch der Familie eingesetzt. Beim Einzug zur Armee wurde sein Können am Herd und Backofen schnell erkannt, so dass er in der Küche von einem Feldlazarett als Koch eingesetzt wurde und bei Bedarf auch als Arzthelfer aushelfen musste. Die Versorgung der Lazarettküche mit dem Nötigsten war mager und in den Wintermonaten zeitweise je nach Wetterlage für Wochen vom Nachschub abgeschnitten.

Zur Überbrückung der Not mussten Pferde der Armee geschlachtet werden, damit die Küche den Ärzten und Patienten außer Sonnenblumenkernen und Suppen aus Maismehl auch mal etwas Fleisch servieren konnte. Unter den Verwundeten waren bei Kriegsende auch Männer aus Krasna, die mehrere Tage gemeinsam marschieren mussten, bis sie vom Kaukasus in Krasna waren. Auf dem Heimgang vom Kaukasus nach Krasna wurde Eduard sein Erlerntes aus Lazarett und Küche zum Vorteil für die Gruppe aus Krasna. Bei der Ankunft in Krasna war die Not im Dorf groß, so wie das Erlebte beim Marsch vom Kaukasus bis Krasna.

Für die Bestellung der Felder fehlten in Krasna Pferde, Saatgut und das nötige Futter für die Tiere, um die Kraft bei der Bearbeitung der Felder zu haben. Lorenz' Söhne Michael, Eduard und Josef waren gesund aus dem Kaukasus zurück und waren im heiratsfähigen Alter. Michael heiratete 1918

Dorothea geb. Nagel und blieb auf dem Hof bis zum Kauf der Hofstelle 390. Eduard heiratete 1920 Veronika Dirk (durch Vermittlung seiner Schwester Angela Leinz geb. Riehl und deren Schwägerin Natalia Dirk geb. Leinz, der Mutter von Veronika). Im Frühjahr 1921 musste mit dem Bau der Hofstelle 436 angefangen werden, denn der Heiratstermin vom Josef mit Helaria geb. Dressler war schon fest vereinbart für 1921. Der Aufbau der Hofstelle Nr. 391 wurde erst im Jahr 1922 angefangen. Die Finanzlage von Lorenz war ausgereizt, sodass alle drei Söhne sich einen Teil der Baugelder und für den Neuanfang leihen mussten. Durch die Zusammenarbeit der drei Brüder mit je zwei Pferden konnten sie einen vorzeigbaren Ackerbau vorzeigen und bekamen genügend Land angeboten zur Bearbeitung für die halbe Ernte. Einen schweren Rückschlag bekamen alle Landwirte in Bessarabien durch die trockenen Jahre 1927/28. In den Dürre-Jahren mussten fast alle Tiere, Schafe, Kühe, Pferde, Feder-Tiere und Schweine, in den Sommer-Monaten getötet werden, weil es kein Futter gab. Für das anfallende Fleisch gab es keine Möglichkeit, es zu vermarkten oder haltbar zu machen. Die Mehrheit der Tiere musste als Kadaver vergraben werden. Mit Bürgerschaft der Dorfgemeinschaft wurde ein Kredit für den Kauf von Saatgut in Siebenbürgen und im Banat aufgenommen, damit im Frühjahr 1929 die Felder bestellt werden konnten. Durch die Not wurden in den Jahren 1927/28 viele Familien gezwungen, den Weg der Auswanderung zu gehen, um nicht als Bettler zu enden oder am Hunger zu sterben. Eine Hilfe vom Staat oder Kirche gab es nicht und an Reserven war nichts mehr vorhanden. Zudem gab es den Weg zur Vermarktung nach Odessa nicht mehr. Das gute Jahr 1929 brachte eine Wende. Die Getreidespeicher beim Handel waren leer, die Ernte war mehr als gut und die Preise waren dadurch noch besser als sehr gut. Nach dem Verkauf der Ernte von 1929 konnte die Dorfgemeinschaft ihre Schulden vom Saatgutankauf im Banat und Siebenbürgen zurückzahlen und war wieder Schulden frei. Der Versuch, Erwerbsmöglichkeiten außerhalb der Landwirtschaft zu schaffen durch bessere Schulbildung und mehr Handwerksbetriebe, wurde durch die herrschende Korruption erschwert oder verhindert. Die Umsiedlung 1940 kam einer notwendig werdenden Auswanderung zuvor, die in den Jahre um 1950 notwendig geworden wäre. Die Umsiedlung mit dem Verlust der Heimat war für die Ärmsten der Armen eine Befreiung und die Rettung vor der heran kommenden Not. Wir als nachkommende Generation können unseren Eltern nur ein tausendfaches Danke sagen für ihr Ja zur Umsiedlung. Die harten Anfänge führten uns zurück in das Land, das unsere Vorfahren in den Jahren um 1800 aus Not

verlassen haben, um dem Hungertot zu entkommen. Das verlassene Land der Ahnen wurde unser neues Daheim und die Heimat für unser Kinder. Nach dem harten Anfang kam ein nicht erwartetes Vorankommen. Wir haben uns und unseren Kindern ein neues Daheim aufgebaut.

Grabstein von Ignaz Lindl



VIKTOR FRITZ

Das Jahr 2022 zeichnet sich bei uns als Jubiläumsjahr von Sarata und Shabo aus. Zu den Jubiläumsfeierlichkeiten wird bereits aktiv vorbereitet. Sarata ist mit seiner Gründung im Jahr 1822 sehr eng mit der Persönlichkeit des Ignatz Lindl verbunden. So war ich am 10. November 2021 auf Wunsch von Pjotr Uzunov – Historiker in Sarata – für sein neues Buch zum Jubiläum, auf dem Unterbarmer Friedhof in Wuppertal und habe dort die Grabstätte von Ignatz Lindl aufgesucht und Fotos von der Grabstätte gemacht. Wie bereits einigen von Ihnen versprochen, verschicke ich diese Fotos auch für unser Zwecke, da es leider selbst in unserem Verein keine Fotos diesbezüglich gibt. Der Grabstein sieht bescheiden aus, aber noch steht er stabil nach der Restaurierung vom Verein auf den aufmerksamen Hinweis vom unseren lieben Oskar Lindemann im Jahre 1996. Die Grabstätte wird als historisches Denkmal bestehen bleiben. Im Stein gibt es schon wieder Witterungsrisse, die man eventuell zum Schutz vor weiterem Verfall verfüllen sollte.

Fundstück aus der Christian-Fieß-Sammlung

Nr. 8537 & 8539 – Das Schicksal einiger Auswanderer aus Hermaringen

Evangelische Kirchengemeinde Hermaringen
Dekanat Heidenheim

Auszug aus dem kirchlichen Familienregister Band I. Blaff 53

Hausvater		Ort und Tag der Eheschließung	Hausmutter	
Ort und Tag der Geburt	Name, Vorname, Beruf, Bekenntnis	a) bürgerlich b) kirchlich	Vorname und früherer Familienname Bekenntnis	Ort und Tag der Geburt
20. Februar 1759	Erhard (Erhard), evang., Kürger & Schneider in Hermaringen; zog den untern aufgezichneten nach Kaukasien, "Nach s. pag. 292 - ist die Erhardsche Sohn Johannes ausgestorben."	Hermaringen, 1. Juni 1790	Maria Barbara geb. Kirschmann, evang.	Hermaringen 25. November 1764

MARTHA BETZ

Das Dorf Hermaringen liegt in Ostwürttemberg und ist mit ca. 2200 Einwohnern die kleinste selbständige Gemeinde im Kreis Heidenheim.

Aus genau diesem Dorf wanderten am 21. Mai 1817 einige Familien in den Kaukasus aus, darunter der Schneider Christian Erhard mit Ehefrau, vier Kindern und einem Enkeltöchterlein. Auch der Kürfer Johannes Waldenmayer mit Ehefrau, seine Stieftochter und der leibliche Sohn waren mit dabei.

Der Mitreisende Schreiner Johann Georg Schmidt, der aus dem nahegelegenen Dettingen stammte, schrieb am 20. Oktober 1820 aus Alexanderdorf bei Tiflis in Grusien an den Hermaringer Pfarrer Magenau, dass die Erhardsche Familie bis auf den zweiten Sohn Johannes ausgestorben sei. Somit blieb von der siebenköpfigen Familie nur einer übrig. Bezüglich der Familie Waldenmayer berichtete Johann Georg Schmidt, dass Johannes Waldenmayer auf der Reise von Odessa im Gebirge starb. Sein Weib stürzte unter den Wagen und verlor ihr Leben. Der mitgezogene Sohn sei gleichfalls tot; und das Mädchen nahm Schmidt mit sich nach Tiflis.

Das sind erschütternde Schicksale der Auswanderer, die im Familienregister des Heimatortes vermerkt wurden.

Evangelische Kirchengemeinde Hermaringen
Dekanat Heidenheim


Auszug aus dem kirchlichen Familienregister Band I. Blaff 292 mit Ergänzungen aus dem Tauf-, Ehe- und Sterberegister.

Hausvater		Ort und Tag der Eheschließung	Hausmutter	
Ort und Tag der Geburt	Name, Vorname, Beruf, Bekenntnis	a) bürgerlich b) kirchlich	Vorname und früherer Familienname Bekenntnis	Ort und Tag der Geburt
Hermaringen, 14. Februar 1769	Heugelin, Christoph, Kürfer, Hermaringen, ev. + 6. Nov. 1801 daselbst	Hermaringen 4.3.1794	Maria Elisabetha geb. Ortlieb, evang.	Hermaringen 31. Oktober 1771
Herbrechtingen, 18. März 1775	Ruoff, Johann Caspar, Kürfer, Hermaringen, ev. + 20. Nov. 1805 daselbst	Hermaringen 25. Mai 1802		
18. Februar 1779 (Sonthheim a. Br.?)	Waldenmayer, Johannes, Kürger & Kürfer, evang. Hermaringen; zog den 21. Mai 1817 mit seiner Ehefrau und mit seinem leiblichen Sohn, Martin, von hier nach Kaukasien	Hermaringen, 14. Januar 1807		

"NB. Nach einem hier bei seinen Verwandten von Joh. Georg Schmidt, Schreiner zu Dettingen aus Alexanderdorf bei Tiflis in Grusien angelangten, Briefe d. d. 20. Octobr. 1820 starb Joh. Waldenmayer auf der Reise von Odessa im Gebirge. Sein Weib stürzte unter den Wagen u. verlor das Leben. Der mitgezogene Sohn ist gleichfalls todt, u. das Mädchen nahm Schmidt mit sich nach Tiflis, wo es noch lebt." (Geschrieben von Mag. Magenau, Pfarrer in Hermaringen 1819-1846)

Die Treue dieses Auszugs beurkundet
Hermaringen, den 16. März 1905

Würtl. Evang. Pfarramt
Evang. Kirchenregisteramt
Pfarrer *Lehmann*



Der März


Wenn der Schnee in großen Massen
schmilzt auf Feld und Flur und Gassen,
dann kann man die Bauern sehen
wie sie pflügen, wie sie säen.

Wenn sie ihre Körner streuen,
wie sich da die Bauern freuen,
wenn die Pferde munter traben,
Schimmel, Braune und auch Rappen.

Dann schreiten die Bauern mit,
mit den Pferden Schritt für Schritt,
wenn sie mit der Peitsche knallen
und die Lieder froh erschallen.

Wer möcht' da nicht Bauer sein
und sich über's Leben freu'n?
Voller Freude schlägt das Herz,
weil es Frühling wird im März.

von Alida Schielke-Brenner



Besuchen Sie doch auch einmal die facebook-Seite
des Bessarabiendeutschen Vereins:

<https://www.facebook.com/Bessarabiendeutscher-verein-eV-1140295879348306>



Einladung zum Seminar

Flucht und Integration im Vergleich



Die Dobrudschadeutschen in der DDR und der BRD von 1949 bis heute

von Freitag, 22. April, bis Sonntag, 24. April 2022
im Martahaus in Halle an der Saale

Die 15.000 sogenannten „Dobrudschadeutschen“ haben einiges erlebt: Umsiedlung (1940), Flucht (ab 1944) und Ankunft in der neuen, oft „kalten“ Heimat (ab 1944/45) haben tiefe Spuren in den betroffenen Familien hinterlassen. Die Bedeutung dieser Erfahrungen wird bei diesem Seminar biografisch wie fachlich reflektiert – besonders mit Blick auf die Geschichte(n) in der ehemaligen SBZ/DDR. In deren staatlich gelenkter Erinnerungskultur waren die „Umsiedler“ kein Thema. Erst nach der Friedlichen Revolution 1989 wurden erste Strukturen ausgebildet, während diese sich im Westen auflösten. Der Vergleich BRD–DDR bringt interessante Einblicke in die jüngere deutsche Geschichte und soll die Teilnehmenden – neben einer weiteren Vernetzung – zu weiteren (Nach-) Forschungen inspirieren.

Wir laden Interessierte zu einer spannenden Thematik herzlich nach Halle an der Saale ein!

Heinz Oertel, Hartmut Knopp
Bessarabiendeutscher Verein e.V.

Titus Möllenbeck
Haus am Maiberg

Anmeldung per Fax oder Mail bis zum 15.03.2022 an:

Haus am Maiberg, Ernst-Ludwig-Str. 19, 64646 Heppenheim, www.haus-am-maiberg.de
Fon: 06252 9306-12/15, Fax: 9306-17, Mail: t.moellenbeck@haus-am-maiberg.de



ACHTUNG: Wegen der Pandemie bzw. den Hygienebestimmungen kann es sein, dass die TN-Zahl auf 24 Pers. begrenzt werden muss. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge des Eingangs berücksichtigt.

Tagungsort: Marthahaus Halle (www.stiftung-marthahaus.de)

Kosten: 140,- € p.P. für Unterbringung im DZ, Verpflegung und Programm mit Materialien;
EZ-Aufpreis 50,- €; ohne Übernachtung 70,- p.P.; Ermäßigung nach Absprache

Vorbereitung und Moderation: Dr. Tobias Weger, Historiker und Volkskundler, wiss. Mitarbeiter des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e.V. (IKGS) an der Ludwig-Maximilians-Universität München; Projekt zu den Deutschen in der Dobrudscha
Heinz Oertel und Hartmut Knopp, Bessarabiendeutscher Verein e.V., Stuttgart
Titus Möllenbeck, Bildungsreferent und stellv. Direktor im Haus am Maiberg, Heppenheim

Sonstiges: Nach dem Anmeldeschluss kommt ein Bestätigungsschreiben mit weiteren Informationen.

Eine Anreise ist bereits auch am Donnerstag, 21. April, gegen Zuzahlung von 80,- € p.P. für Abendessen, Übernachtung und Frühstück im Marthahaus möglich; ein Programm ist bereits für Freitagmorgen geplant, u.a. ein Rundgang durch die Saalestadt Halle.

Für weitere Fragen steht der Veranstalter gerne zur Verfügung.

Den geplanten Ablauf finden Sie auf:

<https://www.dobrudscha.eu/Seminar22.pdf>



Jakob Klundt (1839–1921) – Teil 1

Baptist, Kolporteur, Missionar, Bibelbuchhändler und Pastor

SILKE NEUREUTHER

Vorwort

Meine Ur-Urgroßmutter Beatha Graf geb. Klundt wurde vermutlich im Zeitraum zwischen 1842 und 1846 in Neu-Danzig, Südrussland geboren. Leider habe ich bis heute noch kein genaues Datum in Erfahrung bringen können, da die Neu-Danziger Kirchenbuchaufzeichnungen erst im Jahr 1847 beginnen. Bei intensiven Recherchen zum Thema „Baptismus in Neu-Danzig und in Cataloi“, bin

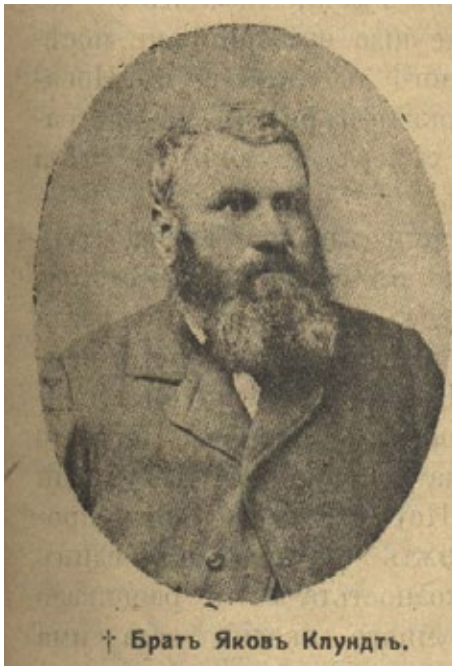
ich auf verschiedene Quellen gestoßen, aus denen ich einen vollständigen Lebenslauf von Jakob Klundt erstellen konnte und die nahelegen, dass meine Ur-Urgroßmutter Beatha Graf geb. Klundt eine Schwester von Jakob Klundt sein müsste. Jakob Klundt hatte ein solch bewegtes und interessantes Leben, dass ich den Lesern davon berichten möchte.

Baptist in Neu-Danzig und Cataloi

Jakob Klundt wird als zweites Kind des Ehepaars Johann Georg Klundt und Elisabeth

geb. Feiock/Feicht am 08. Februar 1839 in der deutschen Kolonie Rohrbach, Beresan, Gouvernement Cherson, Südrussland geboren. Jakob Klundt ist ein Nachfahre von Johannes Klundt (*19.05.1759 Wollmesheim, Pfalz †08.10.1833 Rohrbach, Südrussland) und Eva Katharina geb. Hust (03.01.1762 Wollmesheim †14.01.1837 Rohrbach), die 1809 mit ihrer Familie von Wollmesheim in der Pfalz nach Südrussland auswanderten und am 15. Oktober 1809 in der Kolonie Rohrbach ankamen.

1842 zieht Jakob Klundts Familie von Rohrbach in die vor kurzem neu gegrün-



Bruder Jakob Klundt Bild: Teodor Oprenov

dete deutsche Kolonie Neu-Danzig. Neu-Danzig gehört zum Kirchspiel Nikolajew und liegt am Fluss Ingul. Jakob Klundt heiratet am 21. August 1859 Regina Elisabetha Achtenberg(er) (*20.05.1834 Nikolajew) in Neu-Danzig. Am 10. August 1860 wird die Tochter Maria geboren. Die Familie besucht regelmäßig die Versammlungen der neuen religiösen Bewegung, die von Mennoniten in Einlage (Kolonie Chortitza) inspiriert wurde. Am 1. Mai 1862 spricht Jakob Klundt das Wort Gottes so stark an, dass er sich noch am selben Tag bekehrt. Am 25. Februar 1863 wird der Sohn Jakob geboren, der bereits am 19. September 1863 verstirbt. Anfang 1864 besuchen die jungen Mennonitenbrüder Gerhard Wieler und Benjamin Bekker Neu-Danzig. Am 3. Mai 1864 halten die beiden Mennonitenbrüder eine Gebetsversammlung in einem Privathaus ab. Sie überzeugen die Teilnehmer von der Glaubenstaufe durch Untertauchen, wie sie von den Baptisten praktiziert wird. Kurz darauf führt Gerhard Wieler an Pfingsten 1864 die erste Glaubenstaufe in Neu-Danzig durch. Es werden insgesamt elf Personen getauft. Unter den Täuflingen befindet sich Jakob Klundt und vermutlich auch seine Ehefrau Regina. Die neue Glaubensbewegung wird von den örtlichen Geistlichen und anderen Dorfbewohnern sehr kritisch beobachtet. Die Baptisten werden verleumdet und schikaniert, was im August 1864 zur Folge hat, dass Jakob Klundt mit anderen Männern verhaftet wird. Die Inhaftierten senden eine Petition an die russische Regierung. Als diese den Zaren erreicht, ordnet er die sofortige Freilassung an. Jakob Klundt kehrt nach Neu-Danzig zurück. Am 1. Oktober 1864 wird der Sohn Friedrich

geboren, der am 16. Mai 1865 verstirbt. Dieser Sterbeeintrag ist der letzte Eintrag im Neu-Danziger Kirchenbuch von Jakob Klundt und seiner Familie.

Die Verleumdungen und Schikanen der Neu-Danziger Dorfbewohner gegen die Baptisten hören nicht auf. Jakob Klundt und einige andere seiner baptistischen Glaubensbrüder verlassen deshalb Südrussland. Der türkische Pascha in Tulcea nimmt die Exilanten auf und weist ihnen Cataloi in der Dobrudscha als neuen Wohnort zu.

Kolporteur und Missionar auf dem Balkan

In Cataloi treffen sich die baptistischen Familien regelmäßig zu Versammlungen und gründen im November 1869 die erste deutsche Baptistengemeinde in der Dobrudscha.

Im Jahr 1870 kommt Jakob Klundt mit Dr. Alexander Thomson von der Britischen und Ausländischen Bibel Gesellschaft (= BFBS) in Kontakt. Jakob Klundt wird Kolporteur (= Buchhändler zur Verbreitung der Bibel und christlicher Literatur) der BFBS, die ihn nach Skopie in Mazedonien schickt, wo er im August 1872

nach einer beschwerlichen Reise mit seiner gesamten Familie ankommt. In den nächsten acht Jahren ist er in Mazedonien, Serbien und Albanien unterwegs, verkauft seine christliche Literatur und verkündigt das Evangelium. Durch seine Arbeit kommt er deshalb oft mit den orthodoxen und katholischen Kirchen und den örtlichen Behörden in Konflikt und wird immer wieder gefangen genommen. Einmal wird er in Albanien verhaftet, nach Skopie und weiter nach Saloniki (heute Thessaloniki) transportiert und ins Gefängnis gesteckt. Aus dem Gefängnis wendet er sich direkt an den englischen Konsul in Saloniki. Dieser mischt sich ein und erreicht, dass Jakob Klundt aus dem Gefängnis entlassen wird. Andere Male wird er aus Saloniki und Skopie verbannt. Alle diese Erlebnisse halten ihn jedoch nicht auf, seine christliche Literatur zu verkaufen und den Menschen das Evangelium zu predigen. Als 1876 türkische Truppen unter der serbischen Bevölkerung grausame Massaker begehen, berichtet er darüber ausführlich Dr. Thomson in Konstantinopel. Während dieser Zeit werden die Kinder August und Elisabeth geboren.

Die Fortsetzung erscheint in einer der nächsten Folgen des Mitteilungsblattes.

Quellen Text:

1. Kirchenbuch Rohrbach – www.familysearch.de
2. Kirchenbuch Neu-Danzig – www.familysearch.de
3. Standesamt Berlin
4. Chas. T. Byford, Peasants and Prophets, London: James Clarke & Co., 13+14 Fleet Street, E.C. / The Kingsgate Press, 4 Southampton Row, W.C., August 1911, second edition
5. William Canton, A History of the British and Foreign Bible Society – Vol. III, London: John Murray, Albemarle Street, W., 1910 – Erwähnung Jakob Klundt auf den Seiten 227 und 233
6. William Canton, A History of the British and Foreign Bible Society – Vol. IV, London: John Murray, Albemarle Street, W., 1910 – Erwähnung Jakob Klundt auf den Seiten 391 und 399
7. Sabine Flad, Die Bulgarische Evangelische Gesellschaft (1875–1958) – Dissertation, UNIVERSITY OF SOUTH AFRICA, Promotor: Prof. Dr. Christof Sauer, Co-Promotor: Dr. Kristina Popova, Februar 2013
8. Johannes Fleischer, Täuferbote Nummer 8, August 1936
9. Geocities, Basil S. Keusseff, <http://www.geocities.ws/muntzer2/Keusseff.html>
10. Elsbeth Highfield verwitwete Rauschenberger geb. Holzmann, Zur Geschichte der Baptistengemeinde Katalui, Jahrbuch der Dobrudschadeutschen, 1972
11. Sava Lechev, Der Evangelist – Nachruf „Jakob Klundt“, Tschirpan: V. Tachtadjeff, März 1921
12. E. Nechifor, myheritage – Emil Nechifor ist direkter Nachkomme von Maria Klundt und Sava Lechev
13. Teodor Oprenov, The origins and early development of Baptists in Bulgaria, <https://www.thefreelibrary.com/The+origins+and+early+development+of+Baptists+in+Bulgaria.-a0162618828,01.01.2007>
14. Johann Pritzkau, Geschichte der Baptisten in Südrussland, Lage: Logos Verlag GmbH, 1999.
15. C. Renz, Baptismus in Neu-Danzig, www.grhs.org, Curt Renz, Coordinator für Neu-Danzig
16. John B. Toews, The Story of the Early Mennonite Brethren 1860-1869, Fresno, CA, Winnipeg, MB, and Hillsboro, KS: Kindred Productions in Winnipeg and Hillsboro / Copyright: Centers for Mennonite Brethren Studies, 2002
17. Albert W. Wardin Jr, August G.A. Liebig: German Baptist Missionary and Friend to the Mennonite Brethren, Nashville: Journal of Mennonite Studies – <https://jms.uwinnipeg.ca/index.php/jms/article/view/1367>, 2010
18. Albert W. Wardin Jr., On The Egde, Eugene, Oregon: Wipf & Stock, 199 W. 8th Ave, Suite 3, Eugene, OR 97401, 2013
19. Albert W. Wardin Jr., The Baptists in Bulgaria, https://biblicalstudies.org.uk/pdf/bq/34-4_148.pdf

Nachsatz zu „Putin und sein Hunger nach Macht und Ruhm“

Aus dem MB 02-22 S. 20 f.

KARL-HEINZ ULRICH

Russland, gemeint ist damit Putin, hat noch nicht begriffen, dass die Zeit der Kolonialmächte auch für Russland seit 30 Jahren zu Ende gegangen ist. Die Sowjetunion war ein riesiges Kolonialreich, das vornehmlich von Stalin immer weiter nach Asien ausgeweitet wurde. Die Eroberung und Unterwerfung der dort lebenden Völker und Staaten geschah, ähnlich wie bei anderen Kolonialmächten, auf aggressive, meist militärische Weise. Freiwillig hätten sich diese Länder nicht der UdSSR angeschlossen. Ebenso verhält es sich mit den Staaten des ehemaligen Warschauer Paktes.

England hat die Kolonialzeit hinter sich, ebenso Frankreich, Spanien, Portugal und auch die USA. Alle haben sie ihre Kolonien verloren und in die Unabhängigkeit entlassen. Oft geschah das erst nach blutigen Kämpfen der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker. Jetzt sind es eigenständige Staaten. In Afrika machte 1950

der heutige Staat Ghana den Anfang. Bis dahin war er die Britische Kronkolonie Gold Coast. Andere Staaten folgten sehr bald nach.

Russland hat nach der Perestroika fast alle seine ehemaligen Kolonien verloren, als sie sich für unabhängig erklärten. Bei manchen hat er militärisch interveniert, als sie sich lösen wollten. Für Putin ist der Zerfall der Sowjetunion die „größte Katastrophe aller Zeiten“. Putin ist ein Mann aus der Zeit des sowjetischen Kolonialreiches. So lange er Präsident bleibt, wird er versuchen, die abgefallenen Länder sukzessive wieder zu russischen Kolonien zu machen.

Nach völkerrechtlichem Verständnis hat Russland aber keinen Anspruch auf irgendein anderes Land. Die Zeit der Einflussphären von Großmächten ist schon lange zu Ende. Selbständige Staaten haben das Recht, sich mit den Ländern zu verbünden, mit denen sie friedlich miteinander leben wollen. Dieses Recht haben sehr bald nach dem Zerfall der UdSSR die

Staaten des früheren Warschauer Paktes für sich in Anspruch genommen. Von diesem Recht hat auch die Ukraine Gebrauch gemacht. Das gefällt Putin offensichtlich nicht.

Aus eigener Anschauung und aufgrund der vielen freundschaftlichen Beziehungen, die ich zu Menschen in der Ukraine unterhalte, kann ich sagen, dass ganz besonders die jungen Ukrainer/innen, trotz bisher guter Kontakte auch nach Russland, seit 30 Jahren nach Westen orientiert sind. Sie wollen auch weiterhin westlich orientiert sein. Sie wollen so leben, wie die Menschen in Deutschland, Österreich oder der Schweiz, bei denen viele schon zu Besuch oder im Austausch waren. Dort haben sie Demokratie, Pressefreiheit und freie Meinungsäußerung erlebt. Das wollen sie sich von Russland nicht nehmen lassen.

Gebe Gott, dass Putin nicht militärisch versuchen wird, seinen Traum vom ehemaligen sowjetischen Einflussbereich zu verwirklichen.

Dringender Appell des Bischofs der DELKU

*„Bei dir, Herr, suche ich Zuflucht. Lass mich nimmermehr zuschanden werden, errette mich durch deine Gerechtigkeit!
Neige deine Ohren zu mir, hilf mir eilends!
Sei mir ein starker Fels und eine Burg, dass du mir helfest“.*

Psalm 31: 2-3

Liebe Brüder und Schwestern, liebe Freunde und Partner!

Unser Land ist seit 2014 Opfer russischer Aggression, die sich direkt auf unser Leben in der Kirche auswirkt. Unsere Gemeinden auf der Krim wurden von der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche der Ukraine abgeschnitten. Die Gemeinden in Donezk und Makeevka bestehen dort nur noch unter sehr schwierigen Bedingungen – ein großer Teil ihrer Mitglieder hat den Donbass verlassen. Der hybride Krieg hinterließ Wunden am Leib unserer Kirche, die noch immer bluten ... Im Jahr 2022 befinden wir uns, wie die gesamte Ukraine, in einer besorgniserregenden Situation. In den besetzten Gebieten auf der Krim und im Donbass, sowie an der russisch-ukrainischen und weißrussisch-ukrainischen Grenze kon-

zentrieren sich Angriffsgruppen der russischen Armee. Es ist eine enorme militärische Macht. Sie ist in der Lage, unserem Land enormen Schaden zuzufügen und unter der Zivilbevölkerung wird sie gewaltige Opfer fordern. Millionen von Menschen drohen angegriffen zu werden. Das alles geschieht auf dem Hintergrund der wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Ukraine, verstärkt durch die COVID-Pandemie und den weltweiten Anstieg des Erdgaspreises. Die Bevölkerung sowie die Unternehmen sind gezwungen, die Produktion drastisch zu drosseln. Selbst wir, die Kirchen, insbesondere unsere Gemeinden, sind diesem schmerzhaft ausgeliefert. Riesige Heizkosten und die Rechnungen der anderen Versorgungseinrichtungen bringen sie in große Schwierigkeiten. All das ist alarmierend. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass unser Land und unsere Kirche in den kommenden Monaten und vielleicht Jahren einen schweren Weg gehen müssen. Auf diesem Weg werden wir Weisheit, Mut und Geduld brauchen. Wir vertrauen darauf, dass der Herr uns auf diesem Weg führt und ergeben uns voll und ganz seinem Willen.



Foto: Sergiy Maidukov

Wir bitten Euch, euch in euren Gebeten an uns zu erinnern.

Betet, dass die große Invasion, die uns droht, nicht stattfindet.

Betet, dass der Herr den Gläubigen Kraft verleiht, nicht in Panik zu verfallen, sondern anderen zu helfen und sie zu trösten. Betet mit uns um Weisheit für unsere Regierung, damit es nicht zu einem Zusammenbruch der Wirtschaft und einer massiven Verarmung der Bevölkerung kommt. Gottes segne euch!

Bischof Paul Schwarz

Quelle: Internetseite der DELKU

Straßenneubau – und Sozialprogramm des Präsidenten Selenskyj

KARL-HEINZ ULRICH

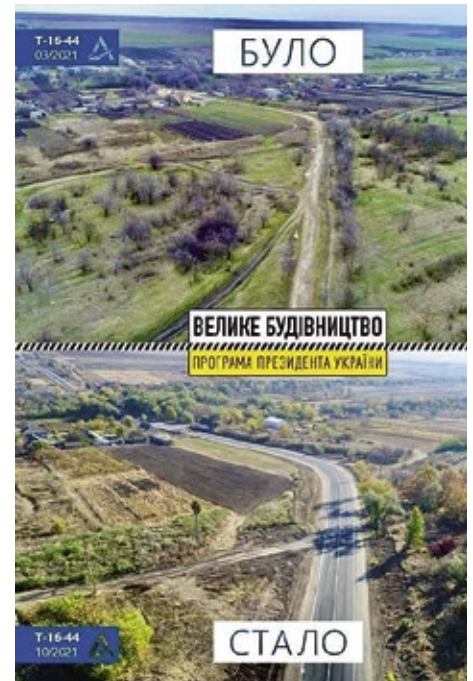
Im Auftrag des Präsidenten der Ukraine wurde ein großangelegtes Programm zur Renovierung von kaum noch befahrbaren Straßen begonnen. Das Programm nennt sich „Großer Bau“. Im Zuge dieses Programms wurden auch Straßen in Bessarabien renoviert. Sie sollen den Standard von ukrainischen Autobahnen bekommen (analog der Autobahn ähnlichen Straße zwischen Kiew und Odessa). Neben anderen, die noch im Bau sind, wurden bereits folgende Straße erneuert: Serpnewo – Tarutino – Arzis – Sarata, mit einer Gesamtlänge von etwa 16 Kilometern, und Malojaroslavez 1 nach Tarutino, etwa 19 Kilometer.

Außerdem wurden einige soziale Objekte realisiert. In Tarutino wurde ein Sportplatz für die Kleinen errichtet. Der Ort Nowye Trojany bekommt eine Ambulanz, in Sadowje wird eine Schule ge-

baut und Borodino wird einen Kindergarten bekommen.

Um neue Arbeitsplätze zu schaffen, wurde in Arzis ein neues Werk in Betrieb genommen. Dort wird Muschelkalk abgebaut. Das ist der Baustoff, mit dem in Odessa Ende des 18. Jahrhunderts alle Gebäude errichtet wurden. In diesem Betrieb sind 80 Personen beschäftigt.

In den Krankenhäusern von Tarutino, Belgorod-Dnestrowskij und Tatarbunary wurden neue Sauerstoffstationen installiert, mit denen täglich 500 Tonnen Sauerstoff produziert werden können.



Fotos vom Autostraßenprogramm des Präsidenten im Oblast Odessa. Die Fotos sind der Internetseite des Präsidenten der Ukraine entnommen.

Kinderferienlager der Lutherischen Gemeinde Odessa – Peterstal



Damit die Kinder während der Ferien nicht nur an ihren Smartphones kleben, hatten die Leiter/innen der Sonntagschulen (Kindergottesdienst) der Lutherischen Gemeinden von Petrodolynske (Peterstal), Novogradkovka (Neuburg) und Odessa einen dreitägigen Ferienworkshop vom 3. bis 5. Januar angeboten. Zum Glück hatte die Evangelisch-Lutherische Gemeinde von Petrodolynske im

letzten Jahr schon ihre Räumlichkeiten zurückbekommen. So hatte man genügend Platz, dass die sechs Mitarbeiter/innen mit den 16 Kinder und Jugendlichen kreativ die Weihnachtsgeschichte bearbeiten lassen konnten. Jeden Tag gab es ein eigenes biblisches Programm und eine entsprechende Bastelanweisung, um das Thema in den Herzen der Kinder und Jugendlichen zu verfestigen.

Am Ende des Kinderlagers präsentierten die Kinder ihren Eltern einen kleinen Auftritt: alle berichteten über die Inhalte des Workshops; die Jüngeren sangen das gelernte Weihnachtslied und die Teenager zeigten ein kleines Video über das Wesen von Weihnachten, das sie selbst aufgenommen hatten.

Karl-Heinz Ulrich
Quelle: Internetseite der DELKU

Arnold Müller wird 90 Jahre

Am 7. März 2022 feiert unser lieber Freund Arnold Müller aus Schwieberdingen seinen 90. Geburtstag. Wir kennen uns schon seit vielen Jahren. Immer wieder hat er sein Heimatdorf Dennewitz besucht, wo er 1932 geboren wurde und 1939–1940 die 1. Klasse der Dorfschule besuchte, aber die glücklichen Kindheitsjahre wurden von dem bekannten Ereignis überschattet – der Umsiedlung der Bessarabiendeutschen nach Deutschland und der Ansiedlung im Warthegau. Während des Krieges musste man viel durchmachen, aber trotz allem musste man weiterleben und lernen. Nicht alles war einfach an dem neuen Ort, es gab viele Schwierigkeiten und tragische Ereignisse. Die Schule, die Arnold im Warthegau besuchte, war sieben Kilometer von dem Ort entfernt, an dem er mit seinen Eltern lebte. In seinen Erinnerungen schreibt Arnold: „Ob Sommer oder Winter, musste ich sehen, wie ich rechtzeitig zur Schule kam, ein Damenfahrrad war mein Schulbegleiter. Ich war recht klein und konnte den Sattel noch nicht erreichen. Um nicht immer im Stehen fahren zu müssen, schnallte ich einen starken Lederriemen von dem Lenker zu der Stange unter dem Sitz an. Als Sitzfläche wickelte ich ein großes Handtuch um den Riemen. So schaukelte ich sitzend Tag für Tag bei Regen, Wind, Eis und Schnee vierzehn Kilometer zur Schule hin und zurück. Ich kannte nichts anderes, so war es eben seinerzeit.“ Doch trotz der Schwierigkeiten schloss Arnold die Schule erfolgreich ab. Danach ist das Leben von Arnold glücklich verlaufen. Er wurde ein erfolgreicher Spezialist im Maschinenbau und arbeitete für Mercedes Benz in Stuttgart. Im Jahre 1979 baute er ein Haus und wohnt glücklich mit seiner Frau Eveline Halder, mit der er die gemeinsame Tochter Ines großzog.

In einem Brief schrieb Arnold: „Mein Herz schlägt für Dennewitz. Ich liebe meinen Geburtsort nach wie vor.“ In seinem Namen wurde den Dorfbewohnern oft materielle Hilfe gewährt. Wir haben den 175. Jahrestag von Dennewitz-Pryamobalka ge-



Zu Besuch in Dennewitz: v. l. n. r.: Tochter Ines, Arnold und seiner Frau Eveline. Die Frau mit Kindern ist die jetzige Bewohnerin des Geburtshauses von Arnold.

meinsam mit ihm und seiner Familie gefeiert. Er beteiligte sich an den Vorbereitungen der Feier und führte durch das Programm, dessen wichtigster Moment der Gottesdienst in der Kirche war, genau wie in alten Zeiten. Zu diesem Jubiläum brachte Arnold das Buch „Themen der Dorfchronik, Dennewitz 1834–1940“, dessen Autor er ist, als Geschenk für uns mit. Leider ist es ihm nicht mehr möglich, uns zu besuchen, aber wir stehen in ständigem Kontakt mit ihm. Und seine allererste Frage am Telefon lautet: „Wie geht es euch, seid ihr wohlauf, was gibt es für Neuigkeiten?“ Wir sind Arnold dankbar für seine Aufmerksamkeit, für sein freundliches und aufgeschlossenes Herz!

Lieber Freund, wir gratulieren Dir von ganzem Herzen zu Deinem runden Geburtstag und wünschen Dir gute Gesundheit, glückliche und fröhliche Tage mit Deiner Familie, Wohlbefinden und Gottes Segen für viele weitere Jahre. Wir trinken ein Glas bessarabischen Wein auf Deine Gesundheit und Dein weiteres glückliches Leben!

Die Dorfbewohner von Dennewitz-Pryamobalka und Veronika Muratkova grüßen Dich ganz herzlich!

Neue Fundgrube für die Familienforschung

ARNULF BAUMANN

Erstaunlich schnell nach den beiden Büchern über das Umsiedlerlager Mühlhausen/Thüringen – Pfafferode – wobei der zweite Band eine durch viele zusätzliche Informationen verdoppelte Neuauflage des ersten Bandes ist – hat das Ehepaar Blankenburg einen weiteren Band vorgelegt, der über weitere, kleinere Umsiedlerlager im Thüringer Eichsfeld informiert. Da ich als Kind in zweien dieser Lager untergebracht war – Rüdigershagen und Heiligenstadt – hat mich dies Buch besonders interessiert: Wieder sind alle erreichbaren Daten über die Klöstitzer, die in diesen Lagern lebten, zusammengestellt, wobei Sigrid Standke vom Bessarabiendeutschen Verein abermals die Kontakte vermittelt hat, durch die viele Bilder und Urkunden aus der Lagerzeit und der Zeit danach eingearbeitet werden konnten. Da hat sich eine intensive Zusammenarbeit eingespielt, zum beiderseitigen Nutzen. Mich hat natürlich besonders interessiert, was über meinen Vater Immanuel Baumann berichtet wird. Offenbar hat er überall, wo seine früheren Gemeindeglieder aus Klöstitz



Gudrun und Hans-Joachim Blankenburg
Bessarabiendeutsche auf dem Eichsfeld

17.10.1940 bis 26.08.1941

Heiligenstadt, Dingelstädt, Hüpstedt und Rüdigershagen
Bad Langensalza 2021, Verlag Rockstuhl, 286 S.

Das Buch kann zum Preis von 29,95 € zzgl. Versandkosten beim Bessarabiendeutschen Verein per Post: 70188 Stuttgart, Florianstr. 17, Telefon: 0711-440077-0 oder E-Mail: verein@bessarabien.de bestellt werden.

untergebracht waren, Taufen, Konfirmationen, Trauungen und Beerdigungen vollzogen, als wäre er noch der zuständige Pastor. Das gelang nicht an allen Orten, wie ich mich aus meiner Kindheit erinnere. In manchen Lagern wurde ihm der Zutritt verweigert oder seine Tätigkeit auf andere Weise behindert. Aber aus allen in diesem Buch dokumentierten Lagern finden sich Hinweise, dass es doch immer wieder gelungen ist. Dazu gehören auch Urkunden – oft in Notkopien, die seine Unterschrift tragen. Darunter finden sich auch Fotos über Heinrich Becker und seine Frau Elfriede Konrad, die als letztes Paar in der klöstitzer Kirche von meinem Vater am 24.9.1940 getraut wur-

den, danach aber noch einmal standesamtlich heiraten musste, weil die damaligen Behörden die kirchliche Trauung nicht anerkannten. Im Anhang sind ähnliche Fälle auf S. 284–286 dokumentiert. Beigefügt sind auch weitere Dokumente – Umsiedler-Ausweise, Fragebogen der Volksdeutschen Mittelstelle (die die Umsiedlung organisiert hatte) „zur sippenkundlichen Aufnahme des Russlanddeutschtums“, in denen ganze Familien erfasst sind, teilweise mit Angaben über den Landbesitz, Einbürgerungsurkunden, Umsiedler-Ausweise, aber auch Entlassungspapiere aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft und Flüchtlings-Ausweise aus der Nachkriegszeit – also Doku-

mente aller Art, die die nüchternen Daten illustrieren.

Ich habe nicht nur meinen ersten Lehrer aus der Klöstitzer Schule, Samuel Lagger, dokumentiert gefunden, sondern auch meine Mitschüler in Konin/Warthe Emil Böppe (mit dem ich seit einigen Jahren wieder in Kontakt stehe) und David Schlecht (den ich bei dem ersten Bessarabiertreffen in Brietzke bei Magdeburg 1990 wiedertraf)

und unsere Klöstitzer Nachbarsfamilie David Mammel, deren viele Kinder in der Kindheit unsere Spielkameraden waren. Dies nur, um anzudeuten, welche Entdeckungen man in diesem Buch machen kann. Das Buch ist nicht nur für ehemalige Klöstitzer interessant. Da schon in Bessarabien nicht selten Heiraten mit Partnern aus anderen Orten stattfanden, was in der Lagerzeit vermehrt geschah, finden auch aus

anderen Dörfern stammende Hinweise aus ihrer Familiengeschichte. Dem Ehepaar Blankenburg – die selbst keine Bessarabiendeutsche sind – ist für die Erschließung der Familiengeschichte vieler Bessarabiendeutscher sehr zu danken. Blankenburgs planen ein weiteres Projekt über weitere Umsiedlerlager in Thüringen, das sie gewiss in gleicher Präzision und Schnelligkeit vorlegen werden.

Nachruf Werner Handel

Werner Handel hat in der letzten Zeit immer wieder den Satz geäußert: „Die alten Bessaraber gehen heim“. Damit meinte er offenbar auch sich selbst. Geboren am 29. Oktober 1929 in Klöstitz, war er selbst ein „alter Bessaraber“. Er war der ältere Sohn von Dr. Johannes Handel, der in Klöstitz eine sehr angesehene ärztliche Privatpraxis, auch für die umliegenden Dörfer, betrieb. Da die Eltern befreundet waren, kam es immer wieder zu Besuchen unserer Familie im Arzthaus im Oberdorf und seiner Familie im Pastorat am Klöstitzer „Ring“, bei denen die Kinder beteiligt waren, sodass Werner und sein jüngerer, 2020 verstorbener Bruder Norbert unsere Spielkameraden wurden. „Werni“ war außerdem Klassenkamerad meines Bruders Winfried. 1942 kam noch eine Schwester mit Namen Karin zu den Brüdern hinzu.

Durch die Umsiedlung kam die Familie Handel nach Jarotshin in Polen und konnte sich nach Kriegsende nach Ludwigsburg durchschlagen, mittellos. Hier stand ihnen eine sehr bittere Zeit bevor, weil die Behörden – auch das gehörte damals zum Flüchtlingsschicksal – dem Vater zuerst die Anerkennung seiner ausländischen Berufsausbildung und die Approbation als Arzt verweigerten. Ab 1946 konnte er dann aber wieder bis 1968 in der eigenen Praxis in Ludwigsburg als Arzt praktizieren.

Werner konnte seine Schulzeit mit dem Abitur am Schiller-Gymnasium in Ludwigsburg abschließen. Drei Jahre studierte er an der Wirtschaftshochschule in Mannheim. Bei der Firma

Opel Staiger in Stuttgart arbeitete er anschließend 40 Jahre bis zu seinem Renteneintritt 1996 als Automobilverkäufer.

Als vor vielen Jahren der Klöstitz-Ausschuss gegründet wurde, der Heimattreffen in Vaihingen/Enz-Kleinglattbach veranstaltete, wo viele ehemalige Klöstitzer sich angesiedelt hatten, war Werner Handel schon früh dabei. Später kam als weitere Aufgabe die Organisation von Gruppenreisen nach Bessarabien hinzu, an denen er mehrfach beteiligt war. Ein besonderes Anliegen war ihm der Kontakt zu den heutigen Bewohnern von Weselya Dolina – wie der Ort heute heißt. Dazu gehörten sowohl die alteingesessenen Schwestern Petro, die schon vor der Umsiedlung in den Ort gekommen waren, die Nachfahrin des Klöstitzer Generals Alexander Schaible, Cilli Somoljukin, die später in Tarutino wohnte, und auch der zeitweilige Bürgermeister Stefan Topal und seine Frau, die Deutschlehrerin Anna Topal. Auch bei Klöstitzer Treffen in Deutschland war er regelmäßig beteiligt.

Anlässlich des Besuchs der Volkstanz- und Gesangsgruppe aus Weselya Dolina im Jahr 2019 in Kleinglattbach habe ich ihn zuletzt getroffen. Dabei verabschiedete er sich sozusagen offiziell: Er werde vermutlich nicht mehr zu solchen Veranstaltungen kommen können, sein Alter und seine Gesundheit würden ihm das nicht mehr erlauben. Es war einsamer geworden um ihn, und er war müde. Das hat er in dem eingangs zitierten Satz zum Ausdruck gebracht. Jetzt ist er am 17. Dezember 2021 gestorben und wurde am 29. Dezember 2021 auf dem Friedhof in Ludwigsburg-Pflugfelden beigesetzt. Es bleibt die dankbare Erinnerung an einen einstigen Spielkameraden und guten Freund.

Arnulf Baumann

Werner Handel hat den Stadtschreiberinnen in Ludwigsburg seine Lebensgeschichte erzählt, die unter www.ludwigsbuerger-innen-erzaehlen.de/presse-1/a20b1-wuertt-bessarabien/ zu finden ist.

Die alten Bessaraber gehen heim ...

In Liebe und Dankbarkeit für die gemeinsame Zeit haben wir Abschied genommen von unserem lieben Vater, Schwiegervater, Opa, Uropa, Bruder, Schwager und Onkel

Werner Handel

* 29.10.1929 in Klöstitz/Bessarabien
† 17.12.2021 in Ludwigsburg

Er ruht nun neben seiner bereits verstorbenen Frau Irene. Wir vermissen ihn sehr. In unseren Herzen wird er immer bei uns sein.

*Britta Handel-Stachurski und Edouard Stachurski
Wolf-Dietrich, Petra, Oliver, Vanessa und Emily Handel
Karin Rindermann mit Familie
Lore Handel mit Familie*

Die Beisetzung fand coronabedingt im engsten Familienkreis statt.

*Der Herr ist mein Hirte,
mir wird nichts mangeln.
Psalm 23,1*

Ein langer Lebensweg ist zu Ende gegangen.
Wir haben Abschied genommen von unserem
Vater, Schwiegervater, Opa und Uropa

Herrn

Alwin Kalisch

*22.03.1928 † 16.12.2021

In stiller Trauer:

*Renate und Klaus Peter mit Familie
Helga und Berthold mit Familie
Sabine und Joachim mit Familie
und alle Anverwandten*

Die Beisetzung fand im engsten Familienkreis statt.
Traueranschrift:
Helga Langkau, Hauptstrasse 41, 75438 Knittlingen

Online-Redaktion

Administrator Heinz Fieß,
homepage@bessarabien.de

Besuchen Sie unsere
Homepage:
www.bessarabien.de

Der Monatsspruch März 2022

Hört nicht auf, zu beten und zu flehen! Betet jederzeit im Geist; seid wachsam, barrt aus und bittet für alle Heiligen. Epheser 6,18

Was für ein Bogen – vom hochtheologischen Christushymnus im ersten Kapitel nun am Ende zum ganz Praktisch-Pragmatischen! Oder auch: zum Nüchternen und zur Realität, wenn da die Gefährdung der jungen Kirche, wie die jedes einzelnen Menschen in der als finster erlebten Welt angesprochen wird. Der Epheserbrief benennt hier erstmals im Neuen Testament so etwas wie eine „Weltkirche“.

Von Waffenrüstung ist da die Rede, die angesichts von Geistesmächten und Gewalten anzulegen sei: vom Schild des Glaubens, dem Helm des Heils und dem Schwert des Geistes, umgürtet mit der Wahrheit und gepanzert mit Gerechtigkeit. Das ist „alte“ Sprache – und doch lässt sie sich leicht übersetzen. Wir müssen nicht lange suchen, um den Geist der Gewalt an so vielen Stellen unserer eigenen Lebenswelt wiederzuentdecken. Ich muss nur das Stichwort „Ukraine“ nennen – und es wären so viele andere auch noch.

Ich nenne den Geist der Verwirrung – wenn etwas offenbar geworden ist durch die Pandemie, dann dieser ganz besonders! Der Geist der Zwietracht und des Streites – konstruktiv streiten hat noch nie geschadet, aber sich jeglicher Form von Ausgleich, Versöhnung oder nur allein einer respektvollen Anerkennung des/der Anderen zu verweigern, zerstört jegliches friedvolle Miteinander.

Und dem Geist der Angst, der kopflos, irrational macht oder jegliches vernünftige Handeln blockiert, begegnen wir ihm nicht auch viel zu oft?

Was soll ich noch nennen: die Geister „Machtgelüste“, „Verführung“, „Dummheit“, „Materialismus“ ...?

Seid bereit, einzutreten für das Evangelium des Friedens (V. 15) – mit der einzigen „Waffe“, die uns zur Verfügung stehen darf: dem Wort – und dann mit dem Monatsspruch: dem Gebet. Beides wird uns exemplarisch vorgestellt in der bekannten Versuchungsgeschichte (Matthäus 4/Lukas 4): Aus dem Gebet, dem In-Kontakt-mit-Gott-bleiben heraus und mit dem „Wort“ kann Jesus sich dem großen Versucher widersetzen – und überleben. Und aus dieser Begegnung heraus dann das Evangelium vom nahen Gottesreich predigen – und dann wieder ins Gebet gehen. Eine regelrechte Wechselwirkung von Kontemplation und Aktion. Noch im allerletzten Zusammensein mit seinen Leuten forderte er sie auf: „Wachet und betet, dass ihr nicht in Anfechtung fallt.“ (Matthäus 26). Dasselbe meint der Monatsspruch – und richtet dann den Blick auf die, die zu den „eigenen Leuten“ zählen, die zur „Kirche“ als einer weltweiten gehören: die Fürbitte für die „Heiligen“, für die Menschen, die auch unterwegs sind, das Evangelium zu bezeugen in Wort, Tat und Verhalten.

Fürbitte für die Kirche (als Gemeinschaft aller Gläubigen) geschieht nicht nur als Selbstzweck, sondern damit sie ihrem Auftrag hier und jetzt gerecht werden kann, das Evangelium Jesu Christi zu verkündigen: freimütig, öffentlich, mit Zuversicht, ohne Machtanspruch, ohne Eigennutz, ohne Missbrauch ...
Dr. Egbert Schlarb

IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Bundesvorsitzende: Brigitte Bornemann, Tel. (07 11) 44 00 77-0, Fax (07 11) 44 00 77-20, E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.de

Redaktion: Anne Seemann, Telefon 0173 / 21 58 509 (Schriftleitung); Karl-Heinz Ulrich (Kirchliches Leben)

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de, per Post an Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben). Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Geschäftsstelle des Vereins zu erhalten.

Vertrieb: Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben), Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres möglich.

Druck und Versand: QUBUS media GmbH, Beckstraße 10, 30457 Hannover

Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen. Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR,

Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen 50,- EUR. Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart, IBAN: DE 76 6005 0101 0001 2870 42, BIC: SOLADEST600

STUTTGART

